

Stephanie Krenn

Konrad Pfaff

Die Herausforderung des Helfens

Ein Lese- und Reflexionsbuch

Redaktion und Bearbeitung der zweiten Auflage,
Layout und Skulptur des Titelblattes: Beatrix Classen

Druck: Druckerei Mainz, Aachen 2003

*Die Welt ist kein Schrott zum Versteigern. Ich bin Andrei, nicht
bloß irgendwer. Aber Fortschritt ist Rückschritt, wenn er einen
Mann zum Zusammenbruch treibt.*

Wosnessenski

*Unterlassene Hilfsbereitschaft:
Gäbe es ein Weltgericht,
sie rangierte gleich hinter Mord.*

W. Schnurre

INHALT

<i>Vorwort</i>	1
<i>I. Über hilfloses Helfen</i>	5
1. Einleitendes und „Weltgeschichtliches“	6
2. Hilfe - gestern und heute	16
3. Reflexionen zu Hilfe und Helfen	24
4. Gibt es „natürliches“ Helfen?	36
5. Vertiefung	40
6. Der „Hilflose“ heute	42
7. Der Helfer in unserer Zeit	50
8. Helfen in der Institution	58
9. Reflexionen zur Subjektivität des Helfens	65
Verkettungen und Erwartungen	67
Drama des Helfens: die Vergeblichkeit	73
Sich dem Helfen entziehen	75
Selbstanalyse	78
Herrschaftsloses Helfen?	83
<i>II. Helfen lernen</i>	90
1. Bedingungen des „Helfen-Lernens“	92
2. Der zweifelhafte Ort des Kompetenzerwerbs	101
3. Die dreifache Weise unserer Praxis	107
4. Reflexionen über die gemeinsame Selbstentfaltung der Hilfe	114
Unser Versagen; Lieben und Gebären	115
Hilfreiche Sätze für den Helfer	125

Vorwort

Ein Lese- und Reflexionsbuch, eine Gedanken-Kladde über das Helfen...

Damit sind zwei Angebote gemeint: einmal, die Gedanken weiterzudenken und auf sich selber zu münzen und zum anderen Verstehen und Widerspruch gleich auf die leeren Stellen des Papiers zu schreiben - für sich und wortwörtlich. Wenn aber beides gar nicht geht, und es entstand weder Nähe noch Kritik - dann kann die ganze Kladde wieder zurückgegeben werden. Der Preis wird einbehalten zur Mahnung und als Vorwurf.

Manches Wichtige und Notwendige fehlt oder wird nur am Rande gestreift. *Das* ist keine Gewichtung - nur die Einsicht, dass vieles Notwendige zum „Helfen“ anderswo oft gesagt und wiederholt wurde, so dass wir uns auf scheinbar Abseitiges, manchmal, wie es scheint, „Exotisch-Existentielles“ beschränken durften. Uns erscheint es auch an der Zeit, sich vom Objektiven und Institutionellen nicht mehr viel zu erhoffen und sich auf Gegenkräfte und Neusteuerungen zu besinnen. Manches ist daher vorausgesetzt und ist wichtig zu wissen:

Unsere Praxis in den Büros, unsere Unterwerfung in Funktionen und unser Flüchten in die Methoden und die Routine sind unser Alltag.

Unsere Frage ist aber, wie ich ihn, den Alltag, die austrocknende Routine, zu überwinden lerne. Wünschen wollen wir von uns nur ein Streben und jene Unsicherheit, die uns nahe an die Ziele bringt.

Was fehlt fast in allen Angeboten im Studium? Es fehlt, wie wir so sagen, die Praxis, das Leben, das Konkrete. *Wie* ich das Gehörte übersetzen, anwenden und gebrauchen kann. *Wie* ich es erproben könnte - bei mir, mit meinen Freunden, in der Schule, im Beruf. Das *Wie* bleibt allzu oft verschlossen.

Probleme sehen, ja, das ist wichtig. Methoden erlernen, Diagnosen erstellen - ja, das ist sehr wichtig. Aber die Übertragung in die je individuelle Situation bleibt verborgen. „Der da vorne“, der Lehrende tut es auch nicht, schon lange nicht. Er weiß es abstrakt, und wenn er redlich ist, weiß er wenigstens, dass er ein Haus malt.

Aber niemand kann in einem gemalten Haus wohnen! In einem gezeichneten, in die Luft gesprochenen „Haus“ kann ich nicht residieren. Wenn ich „Sonne“ schreibe, wärmt sie mich noch nicht. So ist das mit jedem Begriff, mit jedem Wort und Satz über Helfen, Schenken und Lieben - es *ist* nicht Hilfe, nicht Geschenk, nicht Liebe. Es sind noch nicht einmal der Ort, die Zeit und das Ereignis bezeichnet. Im besten Falle ist der Begriff ein Wegweiser, der sagt, dahin sollen, wollen wir und ein Plakat, überzeugend, aber doch nur ein Hin-weiser, im besten Fall ein Auf-weiser und für mich ein Aus-weis.

Was wir tun können, ist, gemeinsam ein paar Begriffsnüsse aufzuknacken. Vielleicht kann ich manchmal den Nussknacker reichen, einen Begriff zum Klingen bringen, weil man an ihm oft zupft wie an Saiten: einen Satz verstehen helfen, weil er oft missverständlich und seine Worte vieldeutig sind. Für jeden hat ein Wort eine andere Farbmischung. Jeder *Satz* braucht ein Gespräch. Jeder Text will im Verstehen erlöst sein. Jedes Wort braucht

mehr als einen Menschen. Jede Hypothese will als „Chance“ genutzt werden.

Auch unser *Wie* besteht nicht darin, Rezepte zu geben, kann nicht die jeweils konkrete Situation einfangen. Unser *Wie* versucht, nahe an die eigene Person heran zu kommen, den eigenen Widersprüchen und den Widersprüchen des Lebens zu begegnen und sie auszuhalten, weil sie zu uns gehörig sind.

Wir bemühen uns, Hilfen anzubieten, Denkhilfen, um die Chance der Unsicherheit und Ungesicherheit entdecken und erspüren zu lernen, genauso wie die Sicherheit zu mögen *und* ihr zu misstrauen. Unser *Wie* besteht auch darin, der eigenen Hilflosigkeit, Ohnmacht und erbitterten Wut Raum zu geben, nicht, um darin zu baden oder gar zu ertrinken, sondern um sie benutzen zu lernen zur Selbstöffnung, zur Energiefindung, zum Lernen und Vertrauensaufbau in das Eingebettetsein in ein Miteinander, das über mich und die unmittelbare Situation hinausreicht. Ein solches *Wie*-Angebot bedarf des aufgeschlossenen, risikobereiten Lesers, der die Stärke seiner Unordnung und die Schwäche seiner Ordnung aufdeckt, genauso, wie er sich die Schwäche seiner Unordnung und die Stärke seiner Ordnung einzugestehen vermag - als ersten hilfreichen Schritt für Selbst- und Fremdhilfe durch Konfrontation, neues Ausleuchten und Erforschen bekannter und weniger bekannter Strukturen in und um uns,

Dazu findet der Leser jeweils längere Abschnitte und Gedankengänge und eine Reihe von kurzgefassten Überlegungen oder Betrachtungen, Zitate und Gedichte - provokativ, manchmal sehr dicht und bedrängend - immer aber zugespitzt zur Selbstarbeit, zum Auffinden eigener

Standpunkte, zur kritischen Überprüfung bisheriger Einstellungen, Praktiken und Erfahrungen, bisheriger Begegnungen, Auseinandersetzungen und methodischer „Kniffe“. Vor allem werden viele Texte angeboten zur Selbsterforschung meiner Nähe, meines Engagements, meiner Distanz, Kälte oder meines Mich-Vertiefens in Beziehungen. Wenn ich mit dem anderen hilfreich umgehen möchte, muss ich auf der Suche nach mir selber und all dem bleiben, was mich und meine Beziehungen ausmacht und trägt.

I. Über hilfloses Helfen

Jede Wohltat, die dem Herzen nicht teuer wurde, ist verwerflich. Sie ist eine Reliquie oder Gebein eines Toten. Man muss es einfassen oder zerretzen.

Nicolas Chamfort

Die Wohltat des Täters, die Wohltat des Empfängers wird schal und sogar verwerflich, wenn sie die Innigkeit des eigenen Herzens nicht spiegelt. Viele Hilfen werden, wenn sie nicht von Herzen kommen und zu *Herzen* gehen, verhärtete bleiche Knochen, im besten Falle zu scheinheiligen Amuletten gesammelt. So erfüllen Wohltaten beider Formen sich selber die Funktion eines Friedhofs. Hilfen, die dem Herzen nicht teuer wurden, nicht vom Herzen angeeignet in beiden Formen, machen tote Seelen aus uns.

Das Geben und Nehmen ohne Herz erstickt zuletzt das Herz des Gebers und des Nehmers. Sie können beide die Wohltaten weder empfangen noch genießen.

1. Einleitendes und „Weltgeschichtliches“

Der Gang der Weltgeschichte scheint von einer bösartigen Maschine angetrieben, die darin besteht, durch Wahn und Wahnwitz, durch die Paranoia der Macht immer neue, immer mehr Menschen in Schrecken der Not, der Hilflosigkeit, der erbarmungslosen Schicksalsschläge zu treiben. Diese Geschichte unserer Menschheit besteht im Jammergeschrei, im Stöhnen und Seufzen, im Brüllen und im tödlichen Schweigen der Versklavten, Vertriebenen, Verkauften und Entwürdigten. Ein kleines, unterirdisch fließendes Rinnsal ist die Art Gegen-Geschichte der „Sich-Helfenden“, der im Entrinnen sich Helfenden, der sich Unterhalt-Reichenden, der Geängstigten, die sich Mut machen. Welche Krankheit Mensch zu sein - auf der einen, der machtvollen Seite, welches Heil der Menschlichkeit auf der anderen Seite!

Die Verrückten der Macht zu allen Zeiten und in allen Himmelsrichtungen mit ihrer abstrusen Sprache, die in Wahrheit „erblindet“ und ertaubt ist in ihrer Wiederholung penetranter Argumente - doch gekoppelt mit heute unvorstellbaren Vernichtungswaffen - stehen den Hilflosen gegenüber, den Unsicheren, den Suchenden und Redlichen, die zur Vorhut des menschlichen Weges der Parusie gehören.

Wer sich hilflos helfend fühlt, muss diese Mächte und Gewalten zu hassen lernen und die Wut gegen diese Art Weltgeschichte, von Weltmächten gemacht, in sich bejahen. Sie ist ein Motivator zum Verändern und Helfen. Ich muss aber auf ihre Kehrseite achten. Sie ist auch ein Motivator zum Zerstören, durch das neue Not erzeugt würde.

So sehr „Helfen“ von Mächten genutzt, gelenkt und ausgebeutet wird, so sehr gibt es keinen anderen Weg, sie zu bekämpfen, als den, sich gegenseitig zu helfen. Ich bezeuge meine Solidarität mit den Opfern der Herrschsucht-Welt-Macht und werde widerspenstig durch die Solidarität mit allen, die mit jedem Tötungswahn und jeder Kriegsbesessenheit zu brechen versuchen.

Dass solche Hilfe gefährvolle Zubilligung, ja Autorisierung von Seiten offizieller Politik und Wissenschaftspolitik erfährt, zeigt uns, dass durch unser Helfen Ordnung nicht verwirrt wird und sie den gigantischen Garanten der sich wiederholenden Wahnwitzgeschichte nichts ausmacht, noch nichts ausmacht...

Wir möchten die innere Landschaft solchen Helfens aufzeigen, das uns zu Feinden der Großmannssucht, der Menschenverachtung, der Brutalitäten und Gemeinheiten werden lässt, denn Helfen ohne politische Entscheidung läuft ins Leere.

Eine Bewegung gegenseitigen Helfens auch im fortschreitenden Alter kann nur diesen geschichtlich relevanten Sinn haben: die Revision des Unsinnns der Geschichte zu versuchen. Alt wird eine größere und immer größere Zahl von Menschen, ob sie hilflos sind, ob sie hilfreich sein möchten oder ob sie Opfer oder Mitmacher sind. Das Alter birgt die Chancen der Vergangenheit sowie deren Verschleudern in sich. Vom älter werdenden Menschen wird mehr verlangt als nur, dass er das Herrschen in Herrschsucht und Rechthaberei weitertradiere bis an sein bitteres Ende.

Ob das Alter sich aufraffen kann, die Rolle und Maske, die Vorschrift und Verordnung mehr und mehr zu verlas-

sen, dessen können wir nicht gewiss sein. Sich zu sehen, wie man „ist“ und „geworden ist“, ist schmerzlich und doch der einzige Weg auszudrücken, was anderen Hilflosen auch frommt, „Das Alter“ ist keine Gruppe von „deklariert und definiert Hilflosen“ wie das von Kranken, körperlich oder geistig Behinderten, Obdachlosen, Familienlosen, Süchtigen und anderen oft gilt. Das Alter ist eine Lebensphase wie Jugend und Erwachsensein, die als solche Mängel, Defekte und Vorteile aufweist. So wird die letzte Lebensphase genauso eine Chance für das bewusst gewordene Helfen-Können.

Der alte Hilflose und der alte helfende Mensch, sie müssen selbst ihre Hilfspotenz testen. Vielleicht erkennt der Einzelne, wie sehr er im Älterwerden und Alter als herrschaftsloser Helfer zunehmen kann. Wem sollte *in* einer geschichtlichen Situation mehr abgefordert werden können als jenen, die, auf welcher Seite auch immer, zugleich Opfer und Herren dieser Welt- und Zeitgeschichte gewesen sind, nämlich jeweils den Älteren unter uns.

Wir Menschen gehen noch wie im Dunklen, sind doch verlegen in uns, und können uns nicht helfen, und die Versuche der Gelehrten es zu tun sind nur brotlose Künste. Auch ist das Gefühl eigener Hilflosigkeit zu allen Zeiten das Wahrzeichen wirklich großer Menschen gewesen, ist überdem ein feines Gefühl, und vielleicht der Hafen, aus dem man rauslaufen muss, um die Nordwestpassage zu entdecken.

Matthias Claudius

Eine gewisse Hilfe ist dies: zu wissen, welches Angebot an den Menschen das Leben ist, welch wunderbares Angebot!

Max Picard

Dazu das Wort Hölderlins:

Voll Güt' ist; keiner aber fasset

Allein Gott

Wo aber Gefahr ist, wächst

Das Rettende auch.

Keiner fasset allein sich selbst, jeder bedarf des anderen.
In diesem Wagnis der „Auslieferung“ an den anderen
wächst seine Rettung.

Lied

*Was ich habe, will ich nicht verlieren, aber
wo ich bin, will ich nicht bleiben, aber
die ich kenne, will ich nicht mehr sehen, aber
wo ich lebe, da will ich nicht sterben, aber
wo ich sterbe, da will ich nicht hin:
Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin.*

Thomas Brasch

Klopfszeichen

*Gehe nicht weg von dir,
bleibe mit dir zusammen.
Wer soll dir Mut machen
am Abend, wer soll
die Läden herablassen, wer
soll dich stützen,
wenn das Hoftor erdröhnt
vom Faustschlag der Welt?*

*Gehe nicht weg von dir,
bleibe mit dir zusammen.
Niemand ruft dich; du hörst
nur den Wind.
Das Lied der Lerche
lügt dem Tod ins Gesicht;
die Welt, die dich lockt,
verschweigt ihr Gebrest.*

*Gehe nicht weg von dir,
bleibe mit dir zusammen.
Man läßt dich fallen, du sollst
dich verlassen;
so will es die Welt.
Sie reizt dich, sie hat
die Lerche erpreßt; siehe, sie steht
auf porzellanenen Krallen.*

*Gehe nicht weg von dir,
bleibe mit dir zusammen.
Die Winde seien dir gut,
die Glut deines Herds
und am Abend die Grille.
Ihrem Lied lausche; es rauscht
in den Adern der Stille
so sanft wie dein Blut.*

*Gehe nicht weg von dir,
bleibe mit dir zusammen.
Wer soll neben dir sitzen
im Zimmer, wer soll
dir helfen zu schweigen?
Gehe nicht weg von dir;
die Welt steht auf Vogelkrallen,
ihr Gesang lügt.*

W. Schnurre

*... Das Hoftor erdröhnt vom Faustschlag der Welt... die
Welt, die dich lockt, verschweigt ihr Gebrest...*

Wenn ich in meiner Wut über sinnlose Zerstörung nicht ersticken will, wenn ich nicht selbst Opfer der Ohnmacht, die mich angesichts immer wiederkehrender Zerstörung erfasst, werden will, ist liebendes Helfen für mich und andere eine Brücke, der Übergang über den Fluss des Leidens, in dem all die Gemarterten, Geschändeten, Toten dahintreiben, die im Lauf der Geschichte und auch heute missbraucht und ausgeliefert waren und sind. Es ist nicht

Ignoranz, eine solche Brücke zu bauen, um über sie zu gehen. Es ist auch nicht Verleugnen der Dahingeschlachteten, Weggeworfenen, Vernichteten. Die Brücke ist Handeln aus Herz und Kopf, um rettende Wege zu erreichen, vielleicht Eselspfade, aber begehbar. Welches Geschichtsbuch, welcher Geschichtsunterricht enthält die Schreie all der Verwundeten und Sterbenden, hervorgebrochen aus Jahrhunderten geführter Schlachten? Wir bekommen das Völkermorden in Zahlen serviert: Tausend Dörfer, ganze Armeen, Städte, Landstriche, Küsten verwüstet, niedergemetzelt Hunderttausende, obdachlos, verschleppt, verhungert und elend umgekommen der Rest.

Wir lernen als Schüler Siege und Niederlagen mit den sonstigen historischen Daten aufzuzählen und warten auf die Pause, um uns unseren Spielen zu widmen. Allenfalls hat der kriegerische Kampfgeist zum „Fighten“ motiviert. Unfairen Attackieren wird vielleicht vom selben Lehrer bestraft, der in der Unterrichtsstunde zuvor den „kühnen“ Mut der seefahrenden Eroberer pries.

Wir sehen das gewaltsame Sterben im Fernsehen - und essen unser Abendbrot. Was würde auch unser empörtes, von Entsetzen gepacktes, wütendes Nicht-Essen oder Nicht-Schlafen verändern? Oft wird zwar der Schrecken des Miterlebens von Not Anstoß, spontan materielle Hilfsbeiträge zu leisten; in Zahlen mitgeteilt ist es nicht selten eine beträchtliche Summe und zeugt von Teilnahme, Mitleiden, Helfen-Wollen, auch wenn die „Überweisungen“ oft als Loskaufen von persönlichem Einsatz gewertet werden. Es *ist* Teilnahme. Jeder Überweiser überwindet ein Quäntchen seiner Herzensträgheit und hilft

den aktiven Helfern am Ort, materiell lösbare Not zu verringern. Öffnet er auch sein Herz für die Hilfe an „seinem Ort“? Oder lähmt uns das Zuviel, das Überall auf der Welt, das Wo-sollte-man-anfangen? Verschweigen wir uns im Alltag lieber das „Gebrest“ der Welt, um weiterleben zu können? Müssen wir verdrängen, um unseren Pflichten zu folgen? Hier lassen sich keine Regeln aufstellen. Aber das „gehe nicht weg von dir, bleibe mit dir zusammen“ ist Rat und Hilfe gegen den Nicht-Untergang im Zerrissenwerden. Hier ist heilendes Wort, um dem sinnvollen Sein eine Chance zu geben. Es kann der hellen Seite gegenüber der dunklen ihren ach so wichtigen vitalen Platz einräumen und der fast programmierten Mutlosigkeit die Barrieren des In-sich-versammelt-seins zum *Mehr* des Lebens bieten. Unser Herz und unser Kopf haben Quellen, die lindern und haben Werkzeuge zum Brückenbauen, haben Antworten auf die Anfrage des Nächsten. Ich muss aber die Realität akzeptieren lernen, um sie verändern zu können.

Jeder von uns steckt in einem Panzer, dessen Aufgabe ist, die Zeichen abzuwehren. Zeichen geschehen uns unablässig, leben heißt angedet werden, wir brauchen nur uns zu stellen, nur zu vernehmen. Aber das Wagnis ist uns gefährlich, die lautlosen Donner scheinen uns mit Vernichtung zu bedrohen, und wir vervollkommen von Geschlecht zu Geschlecht den Schutzapparat.

Martin Buber

Den Abwehrpanzer liefert uns die Gesellschaft, in der wir leben, die Zivilisation, das bürgerliche Leben, die Techniken des Daseins, die Formen der mannigfachen Fluchtweisen des modernen Lebens.

Es bedarf stets eines Wagnisses, unseren Panzer zu durchbrechen, den Schutzapparat zu entmachten, um uns fähig zu machen, „alles was mir (uns) widerfährt, als Anrede an mich (uns) zu erfahren, aufzunehmen und für uns brauchbar werden zu lassen. Gerade dem helfenden Menschen begegnet oft eine eigenartige Sterilität, eine Unempfindlichkeit, Unempfänglichkeit und Kontaktarmut, die Selbstbewahrung und das Festhaltenwollen dessen anzeigt, was jemand kennt und hat. Er hat gegen die soziale Isolierschicht zu kämpfen, um wirkliche Antwort in der Begegnung zu finden. Sein Gegenüber-Sein und helfendes Entgegenstrecken ist die ursprüngliche Kundgebung des „Mitmenschlichen“. Aber, sagt Martin Buber einmal, „*Geist in seiner menschlichen Kundgebung ist Antwort des Menschen an sein Du*“. Wer aber ist in diesem Sinne mehr auf Geist angewiesen als der Helfende?

Nach solchen diagnostischen Sätzen verstehen wir, wie sehr der helfende Mensch preisgegeben ist den Wagnissen und Unsicherheiten der Mitmenschlichkeit gegen die gesellschaftlichen Schutzmechanismen. Gerade in ihm, der von Beruf und Aufgabe zum Du hin leben muss - oder sagen wir besser: müsste - kristallisiert sich zeitnahe, soziologisch nur erklärbare Gefährdung des offenen Herzens.

2. Hilfe - gestern und heute

„Vom Turm der Zeiten aus“ (Reinhold Schneider) erscheint das Geschehen der letzten hundert Jahre als eine kaum vorstellbare Revolution in der Veränderung und Vernetzung der Menschen untereinander. Durch diese gesellschaftliche und wirtschaftlich-geistige Umwälzung wurden Menschen entwurzelt, neu verankert, durchgeschüttelt und neu gefordert. Das Heute ist anders als das Gestern. Die Hilfe von heute hat anders zu sein als die von gestern.

Um uns selbst als Helfer *und* Hilfesuchende und unsere Partner als Hilfesuchende und Helfer tiefer im Jetzt zu erfahren und zu verstehen, bedarf es einer kurzen Rast in der Vergangenheit und des Vergleichens mit dieser Gegenwart, in der wir atmen und in der wir so oft Atemnot haben.

Gestern noch war die Gesellschaft eine familienhaft geordnete in Wirtschaft, Kultur und allen gesellschaftlichen Bezügen. Sie war kleinräumig, übersichtlich und hierarchisch von oben nach unten gelenkt. Die Bezüge der Herrschaft und des Befehlens, die Bezüge der Stände und Schichten waren statisch gradlinig. Die Menschen lebten vorgegeben. Sie sahen sich in kleinem stetigen Zusammenhang. Ihre Hingabebereitschaft war ein sie begleitendes Lebenselement, das oft religiös fundiert, zumindest aber in der Tradition und Gewohnheit ge- und verborgen war. Das Leben verlief in eingefahrenen Bahnen, die Institutionen der Gesellschaft waren bekannt und anerkannt, gefestigt in der Erbfolge und im Besitzstand. Das Leben war nicht zerspalten, solange Unter- und Überordnung nicht in Frage gestellt wurden, und es bedurfte we-

nig Überlegung, um es so zu leben. Die Möglichkeiten des Für-denken, des Für-sorgens und Vor-lebens waren leichter.

Die Welt von heute hingegen ist weder statisch noch gradlinig, weder gefestigt noch Geborgenheit erzeugend. Sie ist großräumig, vielfältig und verwirrend. Die Familie hält dieser Verwirrung als bergende Kleingruppe des Alltags nicht mehr stand. Wir sind so sehr Wirtschafts-Gesellschaft wie noch nie, so sehr Großgesellschaft, verstädtert, durcheinandergewürfelt, dass der gesicherte Ausgangspunkt fehlt. Weiß ich aber das Woher nicht mehr, wie soll das Wohin sich klar abzeichnen? Dadurch ist das Wozu auch immer schwerer zu fassen, ist der Sinnbezug, da nicht mehr vorgegeben, für den Einzelnen nebelhaft.

Die Erde ist fast eine Einheit, und doch war unser Leben nie gespaltener und geborstener als heute. Dass wir leben können, bedarf großer Anstrengungen, dass wir arbeiten, bedarf großer und anpassungsfähiger Ratio. Heute muss sich der Mensch als von sich Losgelöster erschaffen, um den Dschungel seiner Zivilisation auszuhalten, einer Zivilisation, die er als Panzerung zum Durchhalten benutzt, die er als Bürde erleidet, gegen die er sich wehrt und der er erliegt. Er muss sich an seine künstliche Welt der Schlote, der Büros, der Städte und der Massenmedien anpassen.

Diese Gesellschaft, deren Kopfzahl sich in hundert Jahren verdreifacht und deren Lebensstandard sich vervielfacht hat, diese Gesellschaft, die nur mehr rationalisiert und bürokratisiert, industrialisiert, kapitalisiert und ver-

städtert funktioniert, bedarf eines andersartigen Verhaltens als das unserer Großväter und Großmütter.

War die alte Gesellschaft hierarchisch aufgebaut, so ist die heutige Gesellschaft vornehmlich eine nivellierte, eingeebnete, eine, die grundsätzlich die Idee des gleichen Rechtes proklamiert hat, d. h. die fundamental demokratisch sein möchte.

Das ist sicherlich nicht allein darin erkennbar, dass Führer und Geführte wechseln, Verantwortliche und Dahinlebende sich nicht abheben lassen, sondern dass die als Prinzip formulierte Bejahung der formalen Gleichheit als sozial-psychische Haltung gefordert wird und dadurch zumindest theoretisch niemand etwas schweigend und selbstverständlich hinzunehmen braucht, sondern Schuldige benennen darf für die Nachteile im Dasein. Darin liegt verantwortete Freiheit, liegt, um Schlagworte zu gebrauchen, Mit- und Selbstbestimmung.

Darin ist aber auch enthalten, Verantwortung zu verlagern, das Aufsuchen von Schuldigen, um eigene Schwäche, Inaktivität und Überfordertsein zu kaschieren, die erdrückende Last, selbstverantwortlich zu kämpfen und lautstark jammernd abzuwälzen, indem der „Nicht-Gleiche“ angegriffen wird.

Die moderne Gesellschaft funktioniert nur verwaltet und rationalisiert. Welch ein Wunder, dass der Mensch in ihr oft in der ängstlichen Trothaltung eines Kindes lebt, das sich im Walde verirrt hat und das nur noch die Flucht ins Imaginäre oder in die egozentrische Interessen-Ideologie kennt und sich sehr ungeschickt auf der Schmetterlings-Jagd nach dem „konsumtiven“ Glück befindet. Die rationalisierte Welt gibt uns weder Geborgenheit noch Wär-

me, sie existiert als technisches Räderwerk, in dem der Einzelne „gleichberechtigtes Rad“ ist, sich aber auch als gleichberechtigtes Rad zu bewähren hat.

Eine der tragenden mitmenschlichen Beziehungen in der alten Gesellschaft war jene, die sich durch einen Akt der Einseitigkeit beschreiben lässt. Der „Helfer“ ist offiziell der Habende, er hat ein Übergewicht durch Ansehen, Macht, Besitz und Obensein. Das Aktivum ist auf seiner Seite (die Willkür auch), der Hilflose erscheint auf der anderen Seite als der Ausgelieferte, der Wartende, der Abhängige. Hilfe bedeutet Unterstützung von Seiten der Helfenden, oft in erster Linie materiell. Der Hilflose ist der Bittende, Gnadeheischende, auch der Abgewiesene und Davongejagte. Er war der Arme an Besitz, Rang und sozialen Bürden. Er hatte sich der Hilfe würdig zu erweisen, indem er moralische Garantien lieferte. Ihm wurde aus vielerlei Gründen geholfen, nicht zuletzt auch, um ihn loszuwerden.

Er wurde aber auch zum Objekt, um sich den Himmel zu verdienen, um selber Ungerechtigkeit und Grausamkeit aushalten zu können und des Liebens nicht ganz verlustig zu gehen.

Der Helfende zehrte von der Überlegenheit seiner gesellschaftlichen Stellung, und der Hilflose konnte sie ansprechen. Der Helfende beugte sich zum Gebeugten. Er schenkte die Gabe, gewährte Gnade oder Labsal und war barmherzig. Die Hilfe war unorganisiert und geschah nicht von Berufs wegen. Sie war persönlicher Vorzug und beruhte auf persönlichem Impuls. Auch der bestellte Armenpfleger der alten Zeit lebte aus dem persönlichen

Impuls des Oberen. In der Gesellschaft von heute ist dies anders.

Der Helfende darf sich laut unserem demokratischen Verständnis nicht mehr auf das gesellschaftliche Oben berufen, denn sozial gesehen gibt es in der helfenden Beziehung kein anerkanntes, berechtigtes Oben und Unten. Es besteht keine offizielle Möglichkeit, dass der Helfende von dem Hilflösen als „Oberer“ definiert wird. Die Gleichordnung bestimmt auch die helfende Beziehung.

Helfer und Hilfesuchender sind auf einer Ebene. Die zum Beruf gewordene Helferfunktion kann diese demokratisch verankerte Gleichsetzung auch nicht dadurch kompensieren, dass sie meint, die „Obrigkeit“ darzustellen, denn diese selbst ist in die Fragwürdigkeit einbezogen und wird nur gezwungenermaßen als letzte Machtinstantz anerkannt.

Die personale Weise des Helfens alter Zeiten kannte ein legitimes Oben und Unten. Die Hilfe in der modernen Gesellschaft kann nicht davon zehren. Hilfe heute muss der Gesellschaftsstruktur aktiv angepasst werden. Ist die Gesellschaft auf Funktionieren hin aufgebaut, muss die Hilfe des hauptamtlich Helfenden ebenfalls auf Funktionieren und Erfolg aufgebaut sein. Ist die Gesellschaft rationalisiert, bedarf die Hilfe auch der Rationalisierung, Mechanisierung und Methodisierung. Ist die Gesellschaft pluralisiert, wird die Hilfe dies auch.

Ist die Gesellschaft nivelliert, sind auch Helfende und Hilflöse nebeneinander gesetzt, horizontal, nicht vertikal gelagert.

Die Quelle allen Helfens war in alter Zeit die Person, die Spontaneität der Person, unterstützt von Kirche und Herren. Hilfe von Mensch zu Mensch war das Bestimmende. In der neuen Gesellschaft ist die Quelle der Hilfe in erster Linie die Gesellschaft selbst, das Kollektiv, der Staat oder ein Verband in ihm. Personen sind Beauftragte, die Person steht im Auftrag des abstrakten *Wir*. Die modernen Gesellschaftsgebilde sind überzeugt, dass Hilfe allein von Mensch zu Mensch nicht funktioniert, dass unmittelbares Helfen, Geben und Schenken nicht genügen. Das führt zur verwalteten und von einem Kollektiv veranlasseten Hilfe. Sie wird in Recht und Verwaltung, Organisation und Rationalisierung eingebunden und ist eine der großen Aufgaben unserer Zeit.

Die „Abfertigung einer Massennot durch eine Massenhilfe“ kann nur durch diese Mittel angegangen werden. Dadurch geschieht zweierlei:

1. Die Hilfe geschieht vom Kollektiv her, an dem der Hilfesuchende in den meisten Fällen seinen Anteil hat. Das Vertrauen in die individuelle, persönliche, barmherzige Hilfe ist verlorengegangen. Die Unüberschaubarkeit unserer person-anonymen Einrichtungen trägt dazu bei. Der Radius selbst des Habenden hat sich erweitert und verengt. Die Vielzahl der Personen, mit denen er zu tun hat, verringert die Bekanntheit, erhöht das Misstrauen des Ausgenutztwerdens. Er kennt die personelle Not nicht und braucht „Berufene“, sich damit auseinander zu setzen. Die Not ist auch nicht mehr vorwiegend materieller Art. Wer vermöchte, sie als „Patron“ noch einzuschätzen?

2. Nach der industriellen Revolution geschieht Hilfe organisiert, bürokratisiert und rationalisiert. Sie ist primär technisch unpersönlich gedacht. Hilfe hat sich materialisiert und steckt im Computer. Er personalisiert nicht, er rationalisiert optimal. Die Hilfe als Auftrag erschafft die Abhängigkeit des Helfenden von Paragraphen, Verordnungen und Verfügungsgeldern. Der Arbeitgeber ist die demokratisch umstrukturierte Institution. Persönlicher Bezug in dieser Maschinerie ist der Luxus des „Unheilbaren“. Und doch ist unsere heutige Ausbildung des professionellen Helfers darauf angelegt, ihm nicht nur die Kenntnis und Handhabung der Maschinerie zu vermitteln, sondern ihn zu befähigen, persönliche Beziehungen herzustellen, antworterzeugende Geistigkeit durch die Gegenseitigkeit von Ich und Du entstehen zu lassen, über Einseitigkeit, Abspulen, Erledigen hinauszuwachsen in Mitmenschlichkeit und Gegenseitigkeit.

*Kleine Nacht: wenn du
mich hinnimmst, hinnimmst,
hinauf
drei Leid Zoll überm
Boden:
alle die Sterbemäntel aus Sand,
alle die Helfenichtse,
alles, was da noch
lacht
mit der Zunge -
Paul Celan*

Lied

*So große Qualen gibt es nicht,
Daß nicht ein Nichts sie unterbricht,
Für eine flüchtige Frist.*

Paul Valéry

3. Reflexionen zu Hilfe und Helfen

Alle Fürsorge, jede Hilfe wird sich fragen lassen müssen, ob sie vielleicht nur lieben, helfen und unterstützen kann, wenn der andere schwach, arm, hilflos und am Boden zerstört ist.

... denn der Mensch hat so wenig, dass er nur froh ist, wenn er stark begehren kann, und daß er die Stärke seiner Wünsche zu ihren Befriedigungen rechnet.

Jean Paul

Wie aber sieht mein Helfen unter dieser Voraussetzung aus? Wie kann ich helfen, wie kann mir geholfen werden, damit ich lerne, stark zu begehren, intensiv zu wünschen, so fest, dass ich mein Begehren und Wünschen zur Habenseite meines Lebens rechne, und so arm und entblößt von Besitz ich auch sein mag, ich meine Herzensanliegen in der Stärke der Phantasie erlebe, so dass sie mich erfreuen und erheben.

Wie viel Hilfe brauche ich, um mit den innewerdenden Hinweisen des Lebens umgehen zu lernen - auch in einer sonst von vielen Hilfsmitteln entblößten Situation? Wie oft ist diese Hilfe, die uns Energien aus der „Magie der Seele“ gewinnen lässt, genau so wichtig und erwünscht wie die einer Nothilfe, wie die eines Rates die Ökonomie betreffend oder einer Beratung für die Erziehung meiner Kinder? Wie helfe ich mir und anderen zu dieser Leidenschaft der Seele, zu dieser vom Eros erzeugten Teilnahme?

Das ist bei allen Hilfsaktionen eine bedrängende und ungeklärte Frage.

Dem Abhängigen sich zuzuwenden, den Hilflosen und Schwachen aufzunehmen und zu betreuen, sein Versagen zu tolerieren, all diese Formen von Helfenwollen weisen noch auf die versteckte Unfähigkeit hin, einen Partner auf gleicher Ebene auszuhalten. Der andere wird Gegenstand meiner „Zuwendungsübungen“, nicht Gleichberechtigter im Empfangen und Geben.

Jede mitgeteilte Not aber ist Anstoß, mich mit Neuem auseinander zu setzen, ist Anstoß des anderen an mich, aus meinen Gewohnheiten (auch des Denkens) auszusteigen, neues Leben zu erfassen und mich in anderen Dimensionen zu bewegen.

„Im Gefühl Ertrinkende“ als Helfer sind zwar engagiert, aber allzu oft befangen. Sie haben „ihr Handwerk“ meist nicht gründlich gelernt. Sie unterschieben nackten Tatsachen ihre erfüllte Bedeutung. Sie „baden“ im Morast von Rührseligkeit, Wohltunwollen und Vorurteilen. Sie lernen nur beschwerlich die wichtige Unterscheidung, auf die es beim Helfen ankommt: meine Bedürfnisse sind nicht deine, und deine Gefühle sind nicht meine. Einer erlernt sich selbst erst dadurch, dass er des Hilflosen Gefühle, Bedürfnisse und Wünsche als andere denn seine bemerkt und achtet. Er setzt dann nicht mehr seine Psyche ins Herz des Hilflosen, er sucht das Herz des Hilflosen. Erst dann wird Begegnung und Antwort möglich. Er entdeckt (nicht selten erschrocken und überrascht) des anderen Psyche und merkt, wie hilflos diese Entdeckung ihn macht. Da erst beginnt Hilfe.

Wie erstaunt würden Prediger, Lehrer und Fernsehkommentatoren sein, würden sie bemerken, wie wichtig für uns auch Sinnleere, Sinnlosigkeit und Unsinn sind.

Nicht den Sinn will ich immer suchen, sondern auch das Sinnlose, den Wahnsinn (des Krieges z. B.) will ich finden und bekämpfen. Dieser Kampf hält uns - heute mehr denn je - in der Bewegung der Existenz.

Das Aushalten der Absurdität kann Weisheit sein! Das Suchen von Sinn auch. Das Finden eines Wertes kann unweise sein.

Keine Hilfe, keine Therapie kann nur aus dem Geist der Wissenschaft und der Gefühlsaskese der Forschung begründet werden. Sie braucht Anteilnahme, Vertrauen, Wärme, Toleranz und Schmerz. Sie bedarf eines Radarsystems des Gebens und Empfangens, des Austauschens und des Bedeutung-Findens, das die sogenannte exakte Wissenschaft nicht einfangen und festlegen kann.

Was bedeutet mir der Hilfesuchende, was bedeute ich ihm - das kann zwar normativ ausgedrückt werden, ist aber je individuell durch oft schmerzhaft Interaktion neu zu erschaffen. Deshalb ist helfende Begegnung wie therapeutisches Tun der forschenden Wissenschaft so verdächtig. Wenn irgend möglich, legt sie beides als unwissenschaftlich beiseite. Was sie anerkennt, ist, dass es getan werden sollte.

Zeitungen, Redner, Mikrophone, Funk und Fernsehen sprechen: Werde flexibel in Arbeit, Schule, Freizeit, Wehrdienst, Familie oder Heim.

Unser Anliegen ist, werde nicht so flexibel, dass du nirgends wirklich mehr du selbst bist. Vergiss nicht, dass flexibel biege- und beugbar heißt.

Mit Flexibilität ohne Kern sind wir am besten geeignet für Manipulation, weil wir ohne klares Selbstbewusstsein und ohne Ziel leicht lenkbar, ohne Wunsch besser anpassungsfähig bleiben.

Solange Flexibilität gegen Starrheit steht, ist sie Voraussetzung allen Helfens; solange sie elastischen Umgang mit festgeschriebenen Verordnungen meint, befähigt sie uns, in helfenden Beziehungen persönlich zu bleiben und den anderen nicht in eine Form zu pressen. Flexibilität ist so gesehen Widerstand gegen Erstarrung und Zerbrechen; sie ist sinnvolle Biegsamkeit der nicht zerstörbaren Substanz.

Die Anfrage an jede Zuwendung, jede Hilfe und jeden Rat geht an die reale Hinwendung und nicht an eine Ideologie der „notwendigen Beziehungen“. Ich bin dir gut, wende mich dir zu, helfe auch, aber „ich bin so frei“ zu gestehen, ich kann und werde auch ohne dich leben können.

Diese Souveränität verträgt der Schwache nicht. Muss ich sie deshalb aufgeben? Die Kunst des Helfens besteht darin, sie gemeinsam schätzen zu lernen.

Ich ärgere mich, wenn die Menschen mit dem Namen 'Kleinigkeiten' schelten. Was habt ihr denn anders?

Ist denn nicht das ganze Leben - bloß seine erste und letzte Minute ausgenommen - daraus gesponnen, und kann man nicht alles Wichtige in einem zusammengedrehten Strang von mehreren Bagatellen zerzausen? - Unsere Gedanken ausgenommen, aber nicht unsere Handlungen, kriecht alles über Sekunden, jede große Tat, jedes große

Leben zerspringt in den Staub der Zeiteile; aber eben deswegen, da alles Große nichts ist als eine größere Zahl von Kleinigkeiten, da also die Vorsehung entweder Kleinigkeiten und Individuen oder gar nichts auf unserm Rund besorgen muss...

Jean Paul

Gerade deswegen sollten wir mit mehr Achtung Kleinigkeiten wahrnehmen. Helfen und sich helfen zu lassen ist ein Weg der kleinen, anscheinend unbedeutenden und doch so bedeutsamen Schritte.

Überflieger, Illusionisten, Idealisten, Intellektuelle und Ungeduldige nehmen sich Großes vor, weil sie es dann nicht auszuführen brauchen, nehmen sich ganze Revolutionen und Entweder/Oder-Radikalismen vor, damit sie nicht Schritt für Schritt anzufangen brauchen. Kleinigkeiten, vor denen haben sie Angst; sie müssten real zur Arbeit des Helfens kommen. Kleinigkeiten verachten sie und halten sie weit von sich weg, denn sie sind es, die konkret Anstrengung verlangen.

Die Bedeutung des Kleinen und Geringfügigen - wo wird sie gelehrt? und doch wissen wir, auch aus den Konfrontationen mit dem Übergroßen und Totalen, dass das Helfen sich an dem kleinen Maß des Menschlichen orientieren muss; am Nahhorizont entscheidet es sich, und nirgendwo anders.

Die kleinen Dinge und Ereignisse machen die großen erst möglich. Vertraue ich auf die Veränderung der übergroßen Maße der Systeme und Institutionen, werde ich nie

am Einzelnen, am Kleinen zu helfen beginnen. Ich rechtfertige mein Nicht-Helfen mit Blick auf die Veränderung der Systeme. Durch sie soll auf einmal alles anders und besser auf der Welt werden. Meine Anstrengung im Kleinen rationalisiere ich als nutzlos und bezeichne mich noch als „progressiv“.

„Alles verstehen heißt alles verzeihen“, heißt es und wird zur Moral der Un-Moral. Dann halt ich es besser mit dem „nichts Menschliches ist mir fremd“. Ich kann verstehen, ich kann das Schlimmste noch als meine Schwäche begreifen, aber ich verzeihe sie mir nicht. Sie verpflichtet mich, das Bessere in mir zu mobilisieren. Und wie ist es bei den anderen? Ich verurteile sie nicht, das tun sie oft unfruchtbar selbst. Meine Hilfe geht dahin, die Stärken in den Schwächen zu entdecken und daraus etwas Brauchbares zu machen. In jedem Menschen sind Kräfte, die - sieht er nur seine Schwächen - unentdeckt und ungenutzt bleiben. Es gilt, „seinen Trotz“ zu mobilisieren, der oft zu früh gebrochen wurde. Es gilt, ihn entdecken zu lassen, was er kann und leistet. Und kann nicht eine Schwäche Stärke sein? Die Situation entscheidet darüber, nicht die theoretische oder moralische Einordnung. Erst wenn ich etwas verstehe, kann ich entscheiden. Das Verstehen ist eine Bedingung von Ja oder Nein. Meine emotionale und reflexive Stellungnahme braucht und setzt das Verstehen voraus. Ich verstehe dich sehr gut; meine Antwort aber ist ein Nein zu deinem Wunsche, deiner Forderung, deinem Ansinnen.

Vom Gutwilligen

*Überall wohnt, der stolz sich nennt:
Gutwillig.*

*Er gibt bekannt, er habe den guten Willen
nichts anderes zu wollen als das Gute,
In das Hungerland Indien schickt er
ein Päckchen Zwieback, und wahrlich:
Der eben noch mit der Fahne ging
gegen den allgemeinen Hunger –
nun er das Päckchen hat, kämpft
nicht mehr.*

*Und glaubt wieder an das Gute,
das alles gütlich regeln wird.*

*Während der Revolution im fernen China
forderte der Gutwillige von den elenden
Bauern, kein Blut zu vergießen,
und forderte von den zitternden Gewalthabern
Vernunft:*

*Aber die Vernunft der Unterdrücker fordert,
blutig niederzuhalten die Unterdrückten.
Auch gegen den Sozialismus hat der
Gutwillige nichts einzuwenden, nur
gegen seine Vertreter, die vom guten
Willen aufs böse Handeln gekommen sind.*

*Der Gutwillige ist scharfäugig:
er erkennt sofort den guten Willen
bei anderen.*

*Dem grauhaarigen Offizier, der in
zwei Kriegen die männliche Bevölkerung
mehrerer Städte verbrauchte und bereits
die künftigen Hekatomben mustert,
wird zugestanden: der gute Wille, ohne
Schuss, ohne Bomben und Flammenwerfer das
große Russland zu erobern, wenn es gleich-
falls guten Willen zeigt und sich kampflös ergibt.*

*Des Gutwilligen guter Wille ist unbeugbar.
Dazu bedarf es erst der größten aller
Katastrophen: Selbst in der Haut zu stecken,
die gerade zu Markt getragen wird.*

*Angesichts der Abfalltonne, mit dem ver-
färbten Hut in der Hand um Arbeit bittend,
altbackenes Brot im Magen angeleuchtet von
der Reklame für Kognak von Weltruf, ver-
wandelt sich gar der Gutwillige in ein
nützliches Wesen:
in einen Menschen.*

Günter Kunert

Der magische Teufelskreis des Helfens erscheint nicht nur in der alten Form der Fürsorge, dieselben Schrecken wachsen auch in den Hilfen zur sogenannten Entwicklungshilfe der Völker.

Auch hier die alten Sünden der Macht, des Besitzes und der Besserwisserei. Was dir frommt, du Armer und Hilf-

loser, das weiß ich besser, und außerdem verlangst du nach Hilfe, also begibst du dich in meinen Machtkreis. Wenn ich dich dabei ausnutze, ist das immanent. Wenn du dabei tiefer sinkst, ist dies selbstverständlich deine Schuld, deine Faulheit, dein Traditionalismus. Wir dürfen nie vergessen, dass Helfen in einer menschlichen Beziehung immer zwei Quellen hat. Die eine ist *Arbeit* die andere *Liebe*.

Eine hilfreiche Beziehung gründet in Teilhabe, aber realisiert sich durch Arbeit. Nicht nur, dass wir beides lernen und üben können, nein – auch beides müssen wir miteinander verknüpfen können. Kenntnisse erwerben, Methoden erlernen, mit Institutionen und Büros umgehen, die Strategie und Taktik zu gewinnen, macht die Seite der Arbeit aus. Die andere Seite ist die Verbundenheit in der Teilhabe und Anteilnahme.

Je weniger Lebenszeit zur Verfügung, um Liebe noch in die Tat umzusetzen, desto inniger lernt man (logischerweise) zu lieben. Folgerichtig dürfte man in der Stunde des Todes dann endlich der geborene Liebhaber sein derer, die man zurückläßt im Leben.

W. Schnurre

Mein Helfen und der Wunsch, dass mir geholfen werde, birgt Probleme in sich; und dass dies Helfen beruflich notwendig geworden ist und in der Repetition professionelle Züge annimmt, birgt weitere Probleme. Es ist nicht einfach, die Relation zwischen dem Neuen und dem

Wiederholten und Gewohnten herzustellen. Die Problematik alltäglicher Routine in der Hilfe ist nicht die einzige im beruflich bezogenen Helfen. Es kommt sicher Rationalisierung, Methodisierung und Verzweckung hinzu und sicher auch die Frage der Macht und der Ressourcen überhaupt. Die Sphäre der Reproduktion, der Wiederholung und des funktional Ablaufenden macht uns in allen Lebensbereichen große Probleme. Wir werden - in der massenhaft gelieferten Wiederholung ermüdet - eingeschläfert. Wir werden passiv und auf Automatik gestellt. Wiederholung ist stets ein Mechanismus, ich werde allzu leicht mechanistisch reagieren. Nirgendwo sehe ich neue Möglichkeiten, Abweichungen oder Änderungen, es geht alles seinen Gang. Die Trägheit regiert, ich ersticke und ermüde. Ich bin von dem Einerlei erschöpft. Ich erlebe Energieverluste, und ich beginne, mich sparsam mit den verbliebenen Energien einzurichten.

Dieser Mechanismus wird in mir so beherrschend, dass er sogar einen Abwehrschirm gegen alles Fremde, Neue, andere bildet und ich so in Gefahr gerate, auch dann Neues nicht mehr zu erleben, wenn es offensichtlich an die Türen meiner Sinne klopft. Der Abwehrschirm aus Gewohnheiten und Trägheit lässt die Bedeutung des Neuen nicht zu, es wird nicht gesehen. Meine Fähigkeit, mit unvorhergesehenen Phänomenen Beziehung aufzunehmen, schwindet.

Nach und nach verliere ich die Kraft, die Umwelt auf mich zu beziehen. Ich habe keinen Impuls mehr dafür.

In den Lebensphasen beobachten wir auch ähnliches; Kinder helfen Kindern, Jugendliche gewähren Sympa-

thien, Unterstützung. Altersgleiche und ältere Menschen verstehen und helfen älteren Menschen. Die Basishilfe liegt immer in der Gemeinsamkeit und Solidarität. Sicher reicht diese meist nicht aus, darum müssen Heiler, Pfleger, Sozialarbeiter und Therapeuten das Helfen methodisch zusetzen.

Gut wäre es, wenn die professionalisierte Hilfe sich stets an die gemeinsame Basis, an die gemeinsame Gruppe, an die Selbsthilfe der Betroffenen wenden würde.

Ununterbrochen reduziert, beschneidet die Not das Leben,...

ununterbrochen webt die Schönheit neue Säume an. ...

Ökonomie ist ihre eine Seite, Verschwendung die andere.

Ernst Jünger

Darin liegt die Kunst, das Maß für jedes Alter, für jede Lebensphase zwischen Not und ihrer Reduktion und Glück und Schönheit samt luxuriöser Verschwendung zu finden.

Caritas, Diakonie, Armenpflege und Fürsorge - all dies sind verräterische Namen für den modernen Menschen - aber auch Sozialarbeit: denn hier klingt eine Arbeitsideologie an, das Soziale als Objekt zu bearbeiten. Es heißt nicht „Sozialhilfe“, sondern eben „Arbeit“, als der angemessenere Begriff der egokratischen Leistungsgesellschaft. Und die Leistung im Sinne des herrschenden Auf-

traggebers muss funktional, schnell und glatt verlaufen. Das System ist letzten Endes in mir, ich helfe nicht, ich arbeite an Akten, bearbeite Fälle, ich verzeichne Notfälle und leite Maßnahmen ein. So groß ist der Unterschied für den abhängigen Hilflosen nicht, ob er der guten Werke wegen „geliebt“, missioniert, gepflegt, geheilt, „befürsorgt“ und von oben herab beschenkt wird - oder von der Verordnung „sozialbearbeitet“ wird!

Wer nicht mehr lieben kann, wird oft süchtig nach Arbeit oder lässt zumindest diese in seinem Leben beherrschend werden. Er wird alles erarbeiten wollen und sich nichts schenken lassen können. Im Grunde sammelt er Verdienste. Er möchte Gebender, Verantwortler, Leihender sein, aber kann nicht Empfangender sein - und kann sich auch nicht Hilflosigkeit, Armut, Blöße, Ratlosigkeit zugestehen. Er ist der Helfer, der nichts von Gefühlen hält, aber reichlich und ordentlich arbeitet. Er arbeitet gewissenhaft und objektiv. Er ist sogar oft gerecht, er hat nur keine warme Anteilnahme, kein Gefühl dafür, dass er eigentlich mit Seinesgleichen und seiner eigenen Hilflosigkeit und Schwäche umgeht, wenn er dies in der Sozialarbeit, in der Bearbeitung unglückseliger Fälle tut.

Nur das gleiche oder ähnliche Schicksal erleichtert dem Hilflosen Annahme der Hilfe und dem Helfenden das Helfen. Schicksalsgleichheit sichert die Ausgangslage der Hilflosigkeit gemeinsamer Art. Die Basis aller Hilfe ist die Gemeinsamkeit der Armut, der Behinderung, der Obdachlosigkeit und auch der Krankheit.

4. Gibt es „natürliches“ Helfen?

Was hilft schon alles Helfen, Schenken und Erfreuen gegen das Leid und die Schmerzen der Welt, die Unmenschen den Menschen zufügen? Was helfen Sich-zusammen-tun und das bessere Helfen lernen, das Aufrichten üben, den Rat aus den Augen der Ausgelieferten zu lesen, das gute Wort zu erfüllen gegen alle Bitternis und Zerstörung, die im Menschen festsitzen?

Es gibt keine Hilfe für die, die trotzdem immer wieder helfen. Es gibt Menschen, die sich „aus Begabung“ ihres Menschseins durch Freundlichkeit versichern. Sie sind aus sich heraus helfend - wider die eigene Vernunft sogar. Sie nehmen sich nichts Tugendhaftes vor, sie folgen keinem Ethos, sie wollen nicht „Fürsorge“, wollen nicht das gute Werk. Sie leben aus ihrem Eros und brauchen sich deshalb nicht vorzunehmen, milde und gütig zu sein. Sie setzen weder ihr Lächeln noch ihr Streicheln, ihre Worte und Taten für so etwas wie gewollte Hilfe ein, und doch helfen sie immer und immer wieder. Sie nehmen auch dann ein Kind an der Hand, wenn es zuerst danach schlug, richten einen Entmutigten durch einen Blick auf, reichen dem Kranken die bittere Pille, indem sie ihn stützen, raten dem Labilen, sich selbst Ausgelieferten wider alle Prognosen, leiden mit, fühlen mit, trösten durch ihre Anwesenheit. Ihr So-sein wendet die Not noch nicht, erlöst noch nicht aus der Verstrickung und trägt doch in sich die Botschaft der Hoffnung, ein Samenkorn von Lösung. Solche Menschen leben aus gegenseitigem Sich-verbunden-fühlen. Sie leben „nur“ miteinander und freuen sich am Gemeinsamen. Sie leben zusammen, und dar-

aus fließen auf eine natürliche, selbstverständliche und geheimnisvolle Weise alltägliche hilfreiche Gesten ohne Verschleiß. Sie fallen nicht so oft auf die Nerven, sie öden nicht so oft an. Sie hassen sich nicht selbst, sondern lieben sich wie den anderen. Sie lassen sich sein und brauchen nicht nur zu scheinen.

Helfen ist das innere Element der guten Gemeinschaft, und umgekehrt gründet Helfen in solcher Lebensform. Helfen lerne ich unbemerkt und unbewusst unter Genossen und Brüdern. Freunde nehmen sich nicht vor zu helfen, sie leben hilfreich miteinander. Manchmal lassen sie sich im Stich, aber auch das gehört für sie zum Leben dazu, und es ändert an ihrer Freundschaft nichts. Der Beistand, das wissen sie, ist nie absolut und ist keine Versicherung; er ist da, aber manchmal geht er über ihre Kräfte. Doch wie oft können wir dem anderen Freund sein?

Wie oft finden wir diese „Begabten“? Wir können uns selber sagen: Helfen wächst aus freundschaftlichen Beziehungen unter Anteilnahme des Herzens, und das ist mehr als guter Wille, der auch viel Unheil anzurichten vermag. Wir wissen, allein naives Auf-den-anderen-Zugehen kann das Gegenteil von dem bewirken, was dem anderen hilft.

Aber diese „Begabung“ ist meist durch die dauernde Bereitschaft, aus Beziehungen zu lernen, entstanden.

„Natürliches“ Helfen, Raten, Beistehen - wie oft nimmt es zu verkehrten Worten und Werkzeugen Zuflucht, sei es aus Unkenntnis oder überwältigt von unbewussten Kräften. Wenn ich helfe, bedarf es nicht nur der gemeinschaftlichen Selbstverständlichkeit dieses Motivs. Ich muss auch wissen und die Situation erfassen und kennen,

in die jemand geraten ist, die Lage, in die das Schicksal ihn versetzte. Ich muss auch die Sprache finden, die den Hilflösen zu erreichen vermag. Ich muss den Anfang respektieren und darf die Schritte nicht verdrehen. Taktik und Strategie der Hilfe sind genau so wichtig wie guter Wille. Jeder Helfer greift nach helfender Hilfe und bekommt in der Ausbildung eine Menge Überlegungen und Methoden aufgebürdet, eine Last von Analysen, Selbstbefragungen, Diagnosen und Wegen des Vorgehens. Ich habe mich zu begaben und begaben zu lassen, um sensibel mit der Hilfe und dem Hilflösen umzugehen und mit jenen, die mir etwas zu sagen haben. Dies ist eine Last, die von Fall zu Fall bedrückt, mühevoll ist und mich erlahmen lässt. Die Frage ist, wie kann ich all das in mir einsammeln, ohne das spontane - aus menschlicher Verbundenheit erwachsene Helfen zu verlernen? Ich muss darauf achten, nicht zu ersticken, muss wiederum und gleichzeitig meinen natürlichen Kräften vertrauen, um im gelernten Helfen zu wachsen.

*Da leben Menschen, weißerblühte, blasse,
und sterben staunend an der schweren Welt.
Und keiner sieht die klaffende Grimasse,
zu der das Lächeln einer zarten Rasse
in namenlosen Nächten sich entstellt.*

*Sie gehn umher, entwürdigt durch die Müh,
sinnlosen Dingen ohne Mut zu dienen,
und ihre Kleider werden welk an ihnen,
und ihre schönen Hände altern früh.*

*Die Menge drängt und denkt nicht sie zu schonen,
obwohl sie etwas zögernd sind und schwach, -
nur scheue Hunde, welche nirgends wohnen,
gehn ihnen leise eine Weile nach.*

*Sie sind gegeben unter hundert Quäler,
und, angeschrien von jeder Stunde Schlag,
kreisen sie einsam um die Hospitäler
und warten angstvoll auf den Einlaßtag.*

*Dort ist der Tod. Nicht jener, dessen Grüße
sie in der Kindheit wundersam gestreift, -
der kleine Tod, wie man ihn dort begreift;
ihr eigener hängt grün und ohne Süße
wie eine Frucht in ihnen, die nicht reift.*

Rainer Maria Rilke

5. Vertiefung

Wir können weder lernen noch helfen, wenn wir nur über den Kopf, das „Rationalisierungssyndrom“, wie es Gesellschaft und Wissenschaft wollen, an den Menschen herangehen.

Wir können weder helfen noch helfen lernen, wenn wir nur nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes, der Funktionalität oder nach dem Gesetz der zählbaren Effektivität des Erfolges meinen, unsere Arbeit leisten zu können.

Ordnung, Recht und Sicherheit, Organisation und Verwaltung sind gesellschaftliche Großmächte, wie Rationalität und Funktionalität. Wir müssen sie achten, anerkennen und „ausspielen“, kompromissvoll nützen, der menschlichen Hilfe wegen.

Jedes gute Helfen ist der Hilflosigkeit näher als der Herrschaft.

Die Gleichheit von Helfer und Hilflosem ist nur durch gemeinsam erfahrene Hilflosigkeit herstellbar.

Das gleiche Niveau ist herstellbar durch Wechselseitigkeit im Geben und Nehmen.

Die menschliche Würde ist gewahrt, wenn das Gesetz der Akzeptanz gewahrt wird.

Der Helfer kann nur helfen und verändern, wenn er vorher (den Hilflosten und seine Realität) akzeptiert, annimmt und bejaht.

Die Gesellschaft hat eine Herrschaftsordnung. Als helfende Menschen können wir diese Hindernis-Ordnung abbauen, weil wir ja erkannt haben, dass Helfen und Herrschen sich meist ausschließen.

Die Ausbildung professionalisierter Helfer obliegt der Wissenschaft, die aber produziert „normalerweise“ technisch brauchbares Herrschaftswissen. Darum ist unsere Ausbildung nicht immer Hilfe für das Helfen, sondern auch ihr Hindernis.

6. Der „Hilflose“ heute

Ist es der Hungernde, der Kranke, der Gefangene, der Verfolgte, der Vertriebene und Heimatlose? Ist er der ungesicherte, ungetröstete, unberatene, ungeliebte, unbeholfene, verzweifelte und erschreckte Mensch, der angsterfüllte und seelengepeinigte?

Gibt es zwischen den Armen in den Gesellschaften der Vergangenheit und hilflosen Menschen im „Sozial-Staat“ einen Entwicklungsstrang?

Der Mensch, der nichts oder wenig bedeutet und gilt, befindet sich in Elend, Not und Armut.

Der Wohlfahrtsstaat definiert den Menschen, der „arm“ und „hilflos“ ist und ermittelt, wem geholfen werden soll. „Armut“ ist demnach ein soziologisch definierter Begriff, der vom Verhältnis zur Gesellschaft abhängt.

Armut wird abgeschafft - das ist zwar die Gesellschaftspolitik in aller Welt. Zum Hohn wird sie jedoch gleichzeitig produziert als physische, psychische und soziale Hilflosigkeit; denn arm ist, wer der Hilfe anderer ausgeliefert und auf sie angewiesen ist. Das Ausgeliefertsein ist das Hauptkriterium jener Politik, die Armut abschaffen möchte und gleichzeitig Hilflosigkeit produziert.

Kein Reicher, Mächtiger, „Normaler“ ist dem Hilfssystem, Ordnungswillen, Verantwortungsgefühl, dem Erziehungsdrang und den Verbesserungsabsichten so ausgeliefert wie der in Armut und Not (physisch oder psychisch) geratene Mensch. Arm ist jemand, der sich nicht selbst helfen kann, denn er gerät weit mehr als „normal“ unter das Gesetz der Fremdbestimmung.

Das Gesetz des „*Mehr*“ bei den Produzierenden und Arbeitenden, die sich selbst in etwa zu helfen vermögen und das Gesetz des „*Weniger*“ bei denen, die sich vorübergehend oder längere Zeit selbst nicht zu helfen wissen, scheint nicht zu stören oder wird erzieherisch-moralisch begründet: Knappheit fördert das Verlangen und die Anstrengung (aber auch die Kriminalität der Armen; die der Reichen steht unter anderen Auspizien). So macht die Gesellschaft den Hilflosen hilfloser, den Armen ärmer und den Schwachen schwächer.

Die Gestalt des Hilflosen wird zu einem „psychisch amputierten Menschen“, dem man die Würdelosigkeit des unproduktiven Lastenerzeugers zuschreibt.

Die gesellschaftliche Produktion des „Hilflosen und Armen“ scheint ein notwendiges Faktum des industriellen Leistungszeitalters zu sein. Sie ist für die Politik der mächtigen Institutionen, ihrer Ämterverteilung und der Stellenbeschaffung für „selbständige Normalbürger“ nicht unerwünscht. (Auch Universitäten erhalten dadurch neue Studieneinrichtungen).

„Dass die Gesellschaft sich in einer bestimmten Weise zu ihr verhält und mit ihr (der Armut) verfährt“ (Georg Simmel), macht die von ihr organisierte Hilfe erst möglich. Sie schafft „Passivität, Lethargie, Resignation, Verantwortungslosigkeit, Apathie und Patient-Sein“.

In Staat, Institutionen und Verbänden liegt anscheinend jene Tendenz, die Napoleon formulierte: „Ich halte es für wichtig und überaus ruhmvoll, das Betteltum zu vernichten“ - und brachte wie alle Usurpatoren, Tyrannen, Diktatoren, die auf sozialem Gebiet Ungeheures vollbringen wollten, Europa an den Bettelstab, schaffte körperlich

Amputierte, geistig zerrüttete Menschen, die zu Recht Hilfe beanspruchten, da ihnen der Boden für die Selbsthilfe entzogen war.

Der allzu hilflose, entwurzelte Mensch wird mit der Zeit „süchtig“ nach Unselbständigkeit und Angewiesensein. Diese Haltung wird geschult durch politische Versprechungen wie: der Staat wird sich kümmern, wird vermehrte Anstrengung unternehmen etc. etc., wähle und vertraue und lass dir selbst nicht zu viel einfallen. Die so gewordene Sucht nach Hilfe macht zunehmend hilfloser, inaktiver, einfallloser und erzeugt eine Hilfe-Konsumhaltung dergestalt: nimm, was du bekommst. Die nächste Hilfe hat zu kommen!

Zwei Grundgestalten gibt es in der Historie des Elends und der Armut: die arbeitende und kämpfende, suchende und wagende Armut der Bauern und Arbeiter aller Geschichtsepochen und die ausgelieferte, zukunftslose „Slum-Armut“, die, weil ohne Aussichten und Selbstgefühl, fast nicht mehr kämpft, sondern wartet, hasst und selbst-zerstörerisch ist.

Jeder im Elend Lebende, der sich noch selber hilft, ist in der Würde der Armut, die menschlicher ist als jeder entwürdigende Reichtum. Jeder, der in den Slums, in den Ghettos, in den abgetrennten Bezirken sich gezwungen erlebt aufzugeben, sich nicht mehr erhebt und zu erheben vermag, nur mehr ungehört und ungehörig schreit, ist in die Entwürdigung gefallen. Nur wer noch eine Flamme schürt und kämpft, selbst wenn er falsch und unrecht handelt, ist nicht ganz und gar ausgeliefert, noch nicht endgültig hilflos.

Ausrast im Unglück

*Unglück, du mein großer Pflüger,
Unglück, setz dich zu mir
ruhe dich aus,
ruhen wir uns aus ein Weilchen, du und ich,
ruh aus,
du findest mich, du bindest mich, du
ergründest mich, ich bin dein Ruin.
Mein großes Theater, mein Hafen, mein Herd,
mein Goldhort,
meine Zukunft, meine erste Mutter,
mein Erdenrand
In deinem Licht, in deiner Weite, in
deinem Grauen geb ich mich preis.*

Henri Michaux

In den Ländern, in denen Armut archaisch ist, ist sie altehrwürdig. Die Menschen leben sie nicht ohne Klage und Gestöhn, aber sie leben sie in umständlicher Arbeit und in jenem Tagessinn, der sich immer wieder darin bestätigen kann, dass man überlebt hat. In allen armen Ländern - die nicht ihr Elend und ihre Slums durch den industriellen Kolonialismus erhielten - blieb das Leben nie nur auf das Materielle beschränkt. Hier sind Riten, Magie, Mythen, die ganze Religion in den Kampf ums Leben eingebaut.

Es ist Würde in der Armut; sie ist nicht in unserem Verständnis hilfsbedürftig, ausgenommen bei Hungersnöten

oder Naturkatastrophen. Wird diese Würde verletzt, regt sich der Arme. Er widersteht, revoltiert, kämpft. Es geht ihm um die Bastion seiner Würde, und die ist oft ein Stolz aus seinem leidenden *Ich*: dieser Stolz wehrt sich gegen die Verletzungen einer verständnislosen Hilfe.

Die Reduktion menschlichen Daseins auf das Haben und Verbrauchen, auf das materielle Nonplusultra geschieht eher in den Ländern der Wohlfahrt und des Überflusses als in denen der Armut und Not.

In der Zivilisation des Überflusses ist Leben auf Konsum, Gier nach Ehre, Besitz, Macht und Sicherheit verengt. Arme Völker können es sich - so scheint es - nicht leisten, nur arm zu sein, d. h. sich auf das Nicht-haben, Nicht-konsumieren. Nicht-sichern zu fixieren.

Sie brauchen mehr und schaffen sich auch dieses „Mehr“, das sie in Festen, Gesängen, Riten und Magie einfangen. Sie leben noch die Regeneration und Rekreation aus den „Sphären“, sie zelebrieren ihre Bräuche und sinnvermittelnden Beschwörungshandlungen und vermögen sich darin auf Zeit aus den Nöten des Alltags zu lösen und zu erlösen.

Menschen, deren Gegenwart Leiden und Kampf, Menschen, für die Zukunft das Überleben des nächsten Tages bedeutet, halten sich an ihre ge- und erlebte Vergangenheit, an ihre Tradition und Imagination. Dies ist ihre Identität und Würde. Nimmt man ihnen diese leichtfertig, so bleibt die Enge des Vergleichs mit den Habenden, die Missachtung des Wenigen: ein Elend, dessen Kern nicht mehr die Unbilden der Natur, die Kargheit des Bodens und die Mühsal des Ringens ausmacht, sondern die Ar-

mut des Fühlens, die Last des Leidens und den Gram der Benachteiligung.

Der wirklich Arme ist Beute der Wohlfahrtsideologie, das Opfer der Legende vom Geld als Garantiebringer des Glücks, der Gefangene des Vorurteils, dass Reichtümer ausreichen, um den Himmel zu erleben. Es ist diese Verödung der Seelen und die Irreführung des Geistes, die noch mehr zur Armut der Armen beitragen, die von den Reichen und Mächtigen verschuldet wird.

Oh, sie spielt nicht, um zu lachen.

*Sie spielt, um durchzuhalten, um sich
zu verhalten.*

Mondsichel, einwärts, Mondsichel, auswärts.

*Sie setzt eine Murmel gegen einen Ochsen
und verliert ein Kamel.*

Irrtum?

*Oh nein, es gibt keine Irrtumsmöglichkeit
im Schicksalszirkel,*

Es gibt kein Lachen,

keinen Platz für das Lachen, ganz im

*Gange, wie sie ist, um zu leiden,
um auszuhalten.*

*Der Zauber der Tränen ist voll bis zum
Rand*

Henri Michaux

Der Hilflose selbst ist unzufrieden mit seinen Vorstellungen und praktischen Versuchen, sucht Hilfe, weil er sich in seinen Gefühlen Vorstellungen und Handlungen selbst ohnmächtig dünkt.

Der Helfer versucht zu helfen, das heißt, er diktiert ihm Dinge und Sachen, neue Theorie und Praxis. Dies ist aber nicht die Lebensmächtigkeit des Hilflosen, sondern die des Helfers.

Die Hilflosigkeit war seine eigene. Nun, da ihm geholfen wird, muss er das Eigene finden. Er muss aus dem Fremden einen Anfang zu machen lernen, muss ein neues Eigenes aus dem Fremden destillieren. Deshalb dauert die Veränderung durch Hilfe länger als das Abschaffen materieller Not und das Gewinnen von Einsicht.

Hilflose Menschen neigen heute schneller dazu, Forderungen statt Bitten zu stellen. Das macht sie in ihrer „süchtigen Unsicherheit“ ähnlich den „süchtig Sicheren“. Der hilflose Mensch erhebt einen Anspruch auf Hilfe und verstärkt seine Abhängigkeit von der Versammlung der Hilfsangebote, in denen er sich einrichtet, auch wenn er den versteckten Wunsch hegt, es solle keine Hilfe, sondern sein Recht sein.

Der süchtig Sichere erhebt einen Anspruch auf das Abgesichertsein. Seine Abhängigkeit liegt im Festhalten und Vermehrenmüssen all der Faktoren, die ihm seine Sicherheit garantieren.

Der hilflose Mensch kann in einen Zustand geraten, in dem er die Verstärkung und Vermehrung seines hilflosen Zustandes geradezu provoziert. Seine Ohnmacht soll herausfordern, strafen und dient auch seinen Rachegefühlen gegen alle die, die zu seinem Ausgeliefertsein beitragen.

Er wird begierig, seine Hilfslosigkeit darzustellen, denn sie gibt ihm die Möglichkeit, Gegenstand der Beachtung zu werden, gleichgültig, welcher Art sie sei. Man kann ihn nicht übersehen! Die Penetranz seiner Hilfslosigkeit erzeugt wenigstens die Beschäftigung mit ihm.

Seine Angst vor der Heilung ist: das Ausmaß der Beachtung könnte sinken und das Gestütztwerden auch.

Selbständiges Gehen verlangt vertikale Sicherheit, Orientierungssinn und eigene Aktivität. Es bedarf der Unbekümmertheit und Zielgerichtetheit des Kindes, mit Krabbeln anzufangen und das Umfallen zornig in Kauf zu nehmen, ohne aufzugeben. Welch eine Aufgabe!

7. Der Helfer in unserer Zeit

Er ist ein- und angespannt zwischen Hoffnung, Engagement, Erfolg, Misserfolg und Verzweiflung. Er kann fliehen oder sich der Aufgabe stellen. Sich ihr zu stellen heißt: sich dem „Du“ öffnen, am Leben teilhaben, helfen hier und jetzt, an seine und des anderen Kraft glauben.

In jedem Helfen bedarf es des Bewusstseins, sich in den Dimensionen hilfreich/hilflos, ratgebend/ratlos, heilend/heillos, liebend/lieblos zu bewegen.

Verstehen des Armen und Hilflosen ist Voraussetzung, nicht Ziel des Helfens; Wissen um die eigenen Schwankungen und Gefährdungen ebenso.

Der Helfer lernt vom Hilflosen, wenn er ihn akzeptiert, wahrnimmt, ihm begegnet. So lernt stets der Schenkende vom Beschenkten, der Liebende vom Geliebten, der Gebende vom Empfangenden.

Hilfreiche Beziehung verlangt Partnerschaft auf gleicher Ebene. Dies schließt Herrschaft, Besserwisserei, Moralisieren und die Kälte der Funktionalität von Bürokratie und Wissenschaft aus.

Hilfe als institutionalisiertes Gehabe absorbiert warme Teilnahme.

Eine Ausbildung und Bildung zum hilfreichen Verhalten müsste sich für jedes menschliche Vermögen: Verstand, Vernunft, Wissenschaft, Weisheit, Findigkeit und Empathie bereithalten. Der Mensch ist ein lernendes Wesen, er lernt nicht nur Wissen und Denken, er lernt auch Fühlen, Lieben, Bedeutungen und immer neue Bedeutungen seines Daseins.

Er lernt Wege zur Bewältigung von Situationen und Aufgaben. Es ist dieses erfinderische Potential, das gestärkt werden muss.

Wir reagieren und reproduzieren uns durch einen immer neuen „Anfang“. Nur wer einen Anfang zu setzen wagt, lebt. Der Mut ist das kostbarste Gut des Menschen, wenn er zu neuen Ufern aufbrechen will. Mit Mut versucht er das zu verändern, was ihn bislang unzufrieden machte. Helfen bedeutet immer auch Ermutigen.

Als Helfer muss ich die Anstrengung des Fühlens, Selbsterlebens, Bedenkens, des Findig- und Weisewerdens auf mich nehmen.

Für alle Fähigkeiten und Kompetenzen, für jeden Sinnerwerb gilt die Erkenntnis, dass jeder Mensch sich immer erst zu dem Wesen machen muss, das er ist; das heißt, er muss sich zu seinem Selbst hinarbeiten und durchringen, um es zu verwirklichen.

Bedenke beim Helfen:

Wenn ich etwas will, -
und nicht einfach wünsche,
störe ich mich im Fluss des Lebens.
Ich will helfen, also helfe ich falsch.
Ich will raten, also bin ich von oben herab besserwisserisch.
Ich will lieben, also kenne ich keine Hingabe.
Ich will lehren, also belehre ich ohne Erfahrung.
Das Wollen, das zähneknirschende Wollen,
zerstört meinen Humusboden des Lebens,

den des Herzens
und der Gemeinschaft.

Der heute beruflich helfende Mensch sollte mit drei von außen gestellten Anforderungen umgehen können:
der Rationalisierung der Hilfe
der Funktionalisierung und Erfolgsmaximierung der Hilfe
der unvermeidlichen Bürokratisierung der Hilfe.

Diese drei Problemkreise wird er aber nur lösen und vereinen können, wenn er einzusehen vermag, dass persönliche Entscheidungen statt kollektiv gebundener „Mensch-Entscheidungen“ bei jedem Akt effektiven Helfens notwendig sind.

Welche Entscheidungen, welche Grundeinstellungen, welche Verhaltensweisen sind nötig für eine menschliche Hilfe?

Hinwendung zum „hilflosen Partner“.

Offenes Zu- und Anhören seiner Not.

„Totales“ Ernstnehmen des notvollen Partners und seines Andersseins.

Lieben als dominante Einstellung und Grundangebot, ohne damit aufdringlich zu werden.

Verantwortung für das eigene Tun.

Bereitschaft, Geduld und Wagnis.

Die Methode befreiender Gespräche anwenden, aber nicht erzwingen wollen.

Hilfsangebote so gestalten, dass sie zur Freiheit und Selbstverantwortung führen.

Die Hinwendung zum notleidenden Menschen ist heute eine komplexere Angelegenheit als in vergangener Zeit.

Da das „Oben“ des Helfenden grundsätzlich verschwunden ist (oder sein sollte), muss die Hilfe Gleichgeordneten gegeben werden, und das bedeutet, dass sie von der Substanz des Helfenden als „Gleichem“ lebt. Er wird sich von Person zu Person mehr einsetzen müssen, wenn er dieser Maxime folgen möchte.

Da der Hilfesuchende sich seiner Gleichwertigkeit in vielen Fällen nicht bewusst ist, ist die eben genannte Voraussetzung besonders zu realisieren.

Minderwertigkeitskomplexe können bei beiden auftauchen und schnell beim einen in Herrschen-Wollen und Überlegensein umschlagen, beim anderen in übersteigerte Rechtsansprüche und unreaale Forderungen oder Ohnmachtshaltungen. Wie sehr nach dem Selbstwert von Personen heute zu fragen ist, wird gerade in der Subjekt-Objekt-Situation helfender Beziehungen deutlich. Wie schnell kann der Mensch in der Not seines Leidens und Leides eine Beute der guten Instinkte des Helfers werden. Allzu leicht kann das Helfen-Wollen dahin tendieren, sich seine Überlegenheitsgefühle zu bewahren, zu bestätigen und Rat-Schläge zu erteilen, vielleicht auch nur dazu, sich sein Gutsein zu erhalten, aus dem zu leben er sich vorgenommen hat. Es ist ein sehr ernst zu nehmender Befund sozialpsychologischer Erkenntnis, dass gerade der Helfende und Fürsorgende aus den verschiedensten Gründen immer wieder in der Gefahr ist, seine Hilfe in versteckter und sublimierter Form als Herrschen und/oder Selbstzweck einzusetzen. In väterlicher oder mütterlicher Fürsorge fängt das Angebot an und schwenkt um zu dem Überlegenheitsgefühl gegenüber dem „Kleinen“, vor dem Eltern auch ihren Kindern ge-

genüber nicht bewahrt bleiben. Helfen wird dann leicht zum versteckten Fordern, Befehlen und „Aufziehen“. Vater oder Mutter sein ist nicht per se frei von Eitelkeit, Ansprüchen, Züchtenwollen und ungerechtem Züchtigen.

Natürlich sind die Gefährdungen für den Helfenden groß, denn in unserer Staatsapparatur wird ihm Macht verliehen durch Gesetz und Spruch. Er wird zum Helfen ausgebildet und leistet es kraft seines Wissens.

Es ist deshalb nicht schwer zu verstehen, dass manche Helfer solchen Gefahren erliegen, eigenmächtig werden und Herrschaftslaunen ausbilden, die sich in Zwang, Herablassung, Betterwisserei und nicht zuletzt in Abneigung äußern. Je länger er in der Institution arbeitet, um so eher unterliegt er der Gefahr, besser zu wissen, was für den anderen gut ist, zu typisieren, und das Anderssein oder Besondersein des Partners wird entweder gar nicht mehr wahrgenommen oder löst Widerstand aus. Und der, der der Hilfe bedürftig ist, „gestattet“ solches Verhalten, weil er auf den Helfer angewiesen ist, weil ihm Selbstbewusstsein fehlt und er in seinem Leben eventuell nie erfuhr, was Anerkennung, Würde, Vertrauen und Liebe für ihn sein könnten.

So bewegen wir uns beim Helfen oft auf einem schmalen Grat zwischen unserem sublimen „Herrscherwillen“ und dem einsatzfreudigen Zuwenden und Dienen aus unserem Herzen. Wir sind nicht dazu berufen, Menschen zu bessern, sondern dem Notleidenden zu helfen, seine Not zu wenden, um ihm damit den Raum zu verschaffen, der ihm sein Besserwerden möglich macht. Gerade dadurch, dass wir heute oft „im Auftrag“ helfen, ist es notwendig,

wach zu bleiben und uns selbst auf unsere Motive hin zu befragen.

Helfen ist Mühen und suchen, was der andere braucht, um seiner Würde willen. Helfen ist an den anderen glauben und ihn ermutigen, sein Menschsein zu wagen, seine eigene Freiheit zu finden und sein eigenes Leben zu bestimmen. Dies kann kein Akt der Bürokratie sein - aber Bürokratie kann und muss in der heutigen Massengesellschaft solcher Hilfe helfen. Dasselbe gilt auch für wissenschaftliche und methodische Rationalisierung, sie ist Hilfe der Hilfe - während der Mensch auch in all seiner möglichen menschlichen „Verkommenheit“ das Anliegen bleibt, so dass darüber Wissen und Verwaltung in den Hintergrund zu treten haben. Hilfe ist nicht nur ein geduldiges Eingehen auf den anderen, sondern wird uns veranlassen, von Zeit zu Zeit unsere Arbeit und uns selbst in Frage zu stellen und zu beleuchten, in wie weit wir durch die Bedrängnis des Helfens auch gedrängt wurden oder uns drängen ließen, Verhaltensweisen zu praktizieren, die unseren Grundeinstellungen widersprechen und zynisch zu werden als Kehrseite unseres Idealismus. Unsere Gespräche, aus denen deutlich werden soll, dass wir auf den anderen eingehen und ihn bejahen, dass wir ihm zugestehen, anders zu sein, gewinnen erst jene Elastizität und Phantasie, jene Zurückhaltung (oder Kreativität) von guten Ratschlägen, wenn wir uns selbst mit unserem möglichen Herrschenwollen auseinandergesetzt haben.

Das echte Gespräch, und so jede aktuelle Erfüllung der Beziehung zwischen Menschen, bedeutet Akzeptation der Andersheit.

Martin Buber

Dies erst lässt uns die Mauer der fixierten Vorstellungen, die nur Gesellschaftsbedingten durchbrechen und die Antwort finden als „Schuldner der Geringsten“.

Nicht der idealistische Menschheitsverbesserer, sondern der dem anderen Dienende, der Akzeptierende und Mit-Sorgende ist gefordert.

*Es gibt Wegweiser an den Straßen,
leicht erkennbare Flussläufe,
Aussichtsgerüste an erhöhten Punkten,
Landkarten, auf denen die Seen blau
eingezeichnet sind*

*und die Wälder grün,
- es ist leicht, sich zurechtzufinden auf
der Erde.*

*Aber du, der du neben mir gehst, wie
verborgen
ist mir die Landschaft deines Herzens!
Tappend im Nebel überkommt mich oft
Furcht
vorn Dickicht und vorn verborgenen
Abgrund.*

*Ich weiß, du willst nicht, dass man deine
Gedanken durchwandere,
irreführen soll das Echo deiner Worte,
- Straßen, die kein Ziel haben,
ein Gebiet ohne Ausweg, zerfallne Markierung,
jedes Jahrhundert gibt uns neue Dinge zu
verbergen,
ein Gelände, überwachsen dein neugieriges
Auge der Liebe,
zugedeckt von Einsamkeit, dem immer
dichteren Laub.*

Günter Eich

8. Helfen in der Institution

In jeder Institution der Macht, des Besitzes und der Geltung - und andere gibt es wohl nicht - erscheint das Helfen, das Heilen, Raten und Erziehen als Teil ihrer Intention. Aber, verzückt am Humanen der Moralisten, wird es irre an sich selbst und verliert sich in Rollen und Masken, operiert mit Vorurteilen, Absicherungen und Erziehungsmaximen und übersieht das Entstehen seiner pathologischen Gestalt.

Wenn wir für die Berufe der Hilfe allein ein wissenschaftlich geprüftes Instrumentarium vermitteln, verstärken wir diese Tendenz. Sich öffnen, teilhaben, „gläubig sein“ sind keine messbaren Größen; sie verlangen immer den Einsatz des je individuellen Menschen und haben aus seinem Vermögen heraus auch ihr je individuelles Maß. Die Gefahren der Institution beim Helfen liegen nicht nur in ihren Ordnungsvorschriften, Kontrolleingriffen und potentiellen Gewalten. Die größere Gefahr liegt in deren Verinnerlichung im Helfer und oft auch im Hilflosen.

Dass sich Institution in Haltung, Moral, Gewohnheit, in mir, in dir fortschreibt und die Identifikation mit ihr mir einen Halt und eine Festigkeit im Beruf verleiht, blockiert meine Kreativität, mein Fühlen von anderen Lösungsmöglichkeiten als den angebotenen. Die Institution denkt für mich, und ich folge ihren Gedankengängen. Unbemerkter und unbewusst folgen wir der Institution, die uns beauftragt, die uns „arbeiten lässt“ und entlohnt. Es ist ein nichtgewollter Prozess des Hörigwerdens. Wir reden mit dem Klienten im Namen und als Vertreter der Institution und reden auf ihn ein, als wäre die Anpassung an sie Ziel unseres Helfens. Wir merken dabei nicht, dass nicht

wir sprechen, sondern die Institution durch uns. Wir sind aber frustriert, wenn ein Klient immer „bockiger“ reagiert, „frech“ antwortet und uns abweist. Die „Schuld“ wird dann dem „Aufsässigen“ und „Asozialen“ zugeschoben.

Es ist nicht die Institution, die uns zu diesem Verhalten zwingt. Es ist unsere Internalisierung ihrer Gegebenheit. Die Institution erleichtert mir zu oft das Leben. Sie verspricht, auf meiner Seite zu sein, garantiert geregelte Abläufe, und ich merke nicht mehr, dass sie auf der Seite meiner Trägheit und Ignoranz wirkt. So ist es nun einmal, denke ich, und ich fühle nicht wirklich Verwirrung dabei. Ich arbeite methodisch, organisatorisch und bürokratisch zufriedenstellend, nicht zu exakt, nicht zu nachlässig, sondern unauffällig und ausreichend verlässlich. Ich halte das Mittelmaß ein und wage keine über dieses Maß hinausgehenden Qualitätsanforderungen an mich. Auch das Menschliche bewegt sich im Mittelmaß und nicht auf der Höhe des persönlichen Einsatzes.

Fragen wir uns, ob wir der Institution wirklich entgegen wollen, so müssten wir antworten, dass wir sie allzu oft als Einfassung und Schranke für unser Tun und Lassen brauchen und dass sie uns Halt gibt, mit der belastenden Misere der Klienten zurechtzukommen. Ich brauche sie auch oft als Entschuldigung vor mir selbst, als Legitimation meiner Einfallslosigkeit, als Rechtfertigung meiner distanzierten Teilnahmslosigkeit. Sie hilft mir, das Menschliche auf Dienst und Dienstfertigkeit zu beschränken, ohne angegriffen werden zu können. Dass ich damit nicht recht helfen kann, liegt mir vielleicht selber im Magen, und ich mache mir im Klagen Luft. Gleichzei-

tig hole ich mir aber alles an Beweisen heran, dass und warum ich nichts verändern kann. So trage ich mit dazu bei, dass Verdrängung zur Institutionen geförderten Tugend wird. Oft hindert mich auch die Angst daran, mein Anderssein könnte mich Kopf und Kragen kosten. Im schlimmsten Fall schickten wir aus dieser Angst heraus andere mit angststarrten Augen ins KZ. Doch wissen wir, dass es Wagemutige gab, die dies zu verhindern wussten, ohne Kopf und Kragen zu verlieren.

Es war ihre Menschlichkeit, die sie listig, einfallsreich und kühn werden ließ. Sie brachten der Institution manches Opfer, aber sie opferten keine Menschen.

Wagemut verlangt viel Kraft und Überzeugung und bedeutet auch, mit der Angst zu leben, bedeutet, sich selbst entschert zu haben. Zum Helfer werde ich erst, wenn ich mir so viel an Freiheit bewahre, dass mein Gegenüber, dass der Mensch das Wichtigste bleibt und seine Besonderheit und Not mein Anliegen wird. Was mir die Institution an Hilfsmöglichkeiten einräumt, will ich dankbar mitbedenken.

Verdrängung entsteht aus unseren Ängsten, Forderungen ins Auge zu fassen. Meine Feigheit verdrängt, meine Unlust verschiebt, meine Ängstlichkeit lässt mich verstecken, mein Sicherheitsbedürfnis wehrt ab. Und ich übersetze all dies für mich brauchbar: meine Feigheit als Nichtdürfen oder Nichtkönnen, meine Unlust als Nichtzumutbarkeit, meine „Ängstlichkeit als Loyalität, mein Sicherheitsbedürfnis als notwendige Stabilisierungsmaßnahme für nahtloses Handeln. So spiele ich am besten das Spiel der Erwartungen von Seiten der Institution. Ich kann auch versuchen, die Institution ohne Arbeitseifer

und nur mit einem Minimalismus meiner Leistungen zu befriedigen. Ich glaube, ich leiste ihr Widerstand, wenn ich meine Arbeit nachlässig, meine Beratungen routinemäßig und formal ablaufen lasse. Ich verhalte mich defaitistisch und bringe keine menschlichen Qualitäten in meine Hilfe. Ich kann natürlich auch aussteigen und nicht mehr mitmachen. Da aber überall auf der Welt Institutionen sind, steige ich auch nirgendwo mehr ein. Wenn ich aber weder Engagement noch Arbeit habe, verkomme ich im Leben und werde selber zum Klienten.

Loyalität gegenüber Vorgesetzten und damit der Institution und hilfreiche Loyalität dem Klienten gegenüber sind sicher schwer in ein Maß zu bringen. Dazu kommt noch die Loyalität zu mir selbst und meiner Familie, die Konflikte beschwört. Keiner von uns kann einen angepassten, einseitig loyalen Menschen verachten. In schweren Zeiten ist das oft die Überlebensstrategie der Verzagten. Ein solcher Mensch weicht der einen Frage aus: ob er noch genug Lebensmut hat, um auch Glück zu erleben. Meine negative Phantasie, was alles geschehen könnte, wenn ich mehr und anders helfen würde als üblich, reduziert mich oft auf die erwartete Anpassung. Oft male ich mir aus, welche Maßnahmen die Vorgesetzten treffen könnten bis hin zur Strafversetzung oder Entlassung, und diese Vorstellungen tragen dazu bei, dass ich schwunglos und ängstlich werde, obwohl meine Erfahrungen keineswegs Hinweise enthalten, dass Mut und Unerschrockenheit, um menschlich zu bleiben, radikale Konsequenzen haben.

Der „intellektuelle Helfer“ bildet sich oft auf sein Bewusstsein etwas ein. Er verfällt gern der angenehmen

Täuschung, dass dieses schon sein Tun sei. Er meint, sein radikales Denken sei schon menschlich und hilfreich. Er merkt oft nicht, dass er seine Ideologie regelmäßig benützt zur Ehrenrettung seines anstrengungslosen Verhaltens. Er dispensiert sich intellektuell von den Kleinigkeiten und Selbstverständlichkeiten des zwischenmenschlichen Verhaltens, d. h. sein Helfen sitzt in seinem Gehirn, aber nicht in seinem Herzen. Er widmet sich seinem Bewusstsein und nicht seinem Gegenüber.

Viele Beamte, Lehrer und Sozialarbeiter machen die Ordnung noch ordentlicher, die Enge noch enger, die Vorschriften noch genauer, die Systematik noch systematischer, die Bürokratie noch formeller. Es sind die Befürchtungen, die uns dazu bereit machen, uns über Gebühr einordnen zu lassen.

Sie übertreiben, was von uns erwartet und verlangt wird und bleiben am Buchstaben hängen. Sie übersehen die Chancen, die zwischen und in den Zeilen von Verordnungen stecken und tragen eigentlich erst dazu bei, der persönlichen Behinderung Raum zu geben. Sie sehen nicht mehr, dass jedes System Freiräume zulässt, jede Verordnung Lücken hat, jede Vorschrift der Interpretation bedarf. Sicher, wenn ich in der Institution arbeite, muss ich die Aufgaben, die sie mir stellt, ernst nehmen. Wenn aber meine Arbeit das Helfen ist, dann hat auch die Institution ihren Vorteil, wenn ich durch meinen effektiven Einsatz und meinen Wagemut die Hilfe wirklich zustandebringe. Wer primär die Schädigung der Institution bejaht, will den konkret Hilfsbedürftigen so wenig wie der Voll-Angepasste. Beide wollen letzten Endes sich. Der eine seine Sicherheit, der andere seine Ideen auf

Kosten des Ausliefernden Durchsetzens. Der eine getraut sich nicht, ausreichend zu helfen, weil er um seine Anerkennung fürchtet, der andere will nur Kritik üben, nur Welt verbessern, und beides geht auf Kosten des Hilflösen.

Gibt es einen praktikablen Weg? Es gibt ihn, und er wird auch gegangen. Es ist ein kleiner Weg, von unserem Horizont begrenzt. Es ist nicht ein Weg der großen Vorgaben und unmäßigen Erwartungen. Um diesen Weg der konkreten Praxis gehen zu können, müssen wir die Aufgaben der Arbeit in der Institution ernstnehmen, nicht aber die Institution in ihrem verwickelten Netz von Kompetenzen und Sanktionen. Ich nehme die Aufgabe ernst, da sie Menschennöte und die Abhängigkeit von Menschen betrifft. Ich darf mir aber auch immer vor Augen halten, dass es im Sinne des Staates und unseres Rechtsapparates ist, so zu helfen, dass humane Qualität erreicht wird. Oft weiß ich, dass der Buchstabe es nicht so genau meint, wie ich es auslege.

Aber ich stelle mich naiv und gläubig, indem ich die Werte der Demokratie, der Gleichheit, der Menschlichkeit einbringe. In den Institutionen gut zu arbeiten im Sinne der Menschen und nicht im Sinne der Bürokratie, wird nicht zuletzt durch die Askese des Öffentlichmachens und die Kunst des stillen Tuns erreicht.

Gute, aber gefährdete Arbeit bedarf eines Schonraumes und auch des Schweigenkönnens. Verschweige deine menschlichen Hilfserfolge und wirke. Du kannst es oft nur, so lange du nicht offiziell wirst. Wir helfen damit dem Hilfsbedürftigen, uns selber und dem „Oberen“, dessen Hände aufgrund seiner Position oft mehr gebunden

sind als unsere. Die Kunst der Zurückhaltung und des „Mundhaltens“ bringt in jeder Institution den Schonraum für produktives Helfen und Lernen, ermöglicht erst wirklich hilfreichen Umgang an den Grenzen und Rändern der Legalität. Menschliches Helfen liegt in den Konfliktfeldern der Interpretationskunst ambivalenter Verordnungen. Gute Arbeit ist eine Gratwanderung, die Weitsicht gewährt.

Wenn wir aber für unsere Kreativität und unsere Großzügigkeit nach Anerkennung heischen und dafür von den Vorgesetzten ausgezeichnet werden wollen, überfordern wir sie nicht nur, sondern stehen uns selber im Weg. Narrenfreiheit gibt es nur so lange, wie ich bereit bin, Narr zu sein. Will ich aber als Großer gelten und Stühle erklimmen, gebe ich sie auf. Narren können unbequem sein, und man wird ihnen dies zu erkennen geben, trotzdem lässt man sie gelten.

Man ärgert sich über sie, denn sich in ihnen zu spiegeln bereitet Unbehagen, aber man duldet sie. Mehr zu verlangen läuft letzten Endes darauf hinaus, dort Konzessionen machen zu müssen, wo wir sie uns am wenigsten wünschen: in unserer Arbeit mit den auf uns Angewiesenen, sei es in der Schule, in Betrieben, sozialen Gefängnissen oder anderswo. Und wenn wir uns tausendmal wünschen, das, was wir tun, möge sich offiziell durchsetzen - wird es auch dann an Menschen gebunden bleiben, die es herrschaftslos tun wollen.

9. Reflexionen zur Subjektivität des Helfens

Wenn von zweien einer sagen muss: ich brauche dich, und der andere dies nicht sagen kann und will, sich ihm aber zuwendet, was für eine Beziehung ist das?

Der erste, der vom „Bedürfen“ sprach, fühlt, der andere steht ihm bei, gibt ihm Zuwendung, hilft.

Ist diese Beziehung ohne Symmetrie und deshalb „ungleich“? Gerät sie in die Netze der machtvollen, hierarchischen Beziehungen der Gesellschaft? Ist dies bereits Rollenerstarrung, die einer hilfreichen Beziehung entgegensteht? Die sogenannte Ungleichheit kann nur dann erfolgreich durchgestanden werden, wenn der, dem das „ich brauche dich“ gesagt wird, es als Aufforderung versteht, den anderen zu unterstützen, um seine Unabhängigkeit zu finden.

Der Helfende „braucht“ den Hilfesuchenden vielleicht nicht im Sinne seiner Unabhängigkeitsfindung. Wenn er sich aber mit ihm einlässt, wird er ihn immer auch „brauchen“, seine Unabhängigkeit zu erhalten, vom anderen in seinem Unterstützen angenommen zu werden, vom anderen erlebt und gespürt zu werden. Kann er das vermitteln, löst sich langsam das schmerzhafteste Gefühl einseitiger Abhängigkeit im Hilfesuchenden auf. Ob ein Ziel hilfreicher Beziehung erreicht wird?

Der helfende Mensch verlernt ganz leicht seine eigenen Hilflosigkeitserfahrungen. Er wird leicht zum „King“ oder „Boss“ des Helfens. Er verfügt über Kanäle der Hilfe, wird immer mehr Sponsor und immer weniger „Du“.

Das aber ist eine unmenschliche Entwicklung. Der Helfer gerät in die Rolle des Vertreters, der leere Schüsseln füllt,

aber die Hand dessen, der die Schüssel hält, nicht mehr zittern sieht. Nur, wenn die zitternde Hand etwas verschüttet, wird er unwirsch. Sein Herz hat ob seiner Helfermacht das Miterleben verlernt.

Dass du mir hilfst, gibt dir keine Bestätigung meiner Freundschaft.

Dass ich dir helfe, hilft mir nicht weiter bei dir.

Du warst mein Helfer - ob wir Freunde werden, ist erst eine neue Prüfung.

Manchmal hilft mir besser ein „Un-freund-licher“.

Manchmal hilft mir nur ein Freund.

Ich freue mich an der Hilfe.

Ich freue mich an der Freundschaft - das sind zwei Paar Schuhe.

Nur in der Liebe fällt alles zusammen - und auch da ist manche Hilfe nur in der Ferne des anderen Du zu gewinnen.

Manche Hilfe verlangt eine akzeptierende Distanz, manche eine teilhabende Nähe.

Ein Mensch, der sich immer gebraucht fühlt, will oft von sich nichts mehr geben.

Die Wechselseitigkeit von Geben und Nehmen ist durcheinander geraten: er hört zu und meint schon zu geben. Er gibt wenig von sich, weil er fürchtet, ausgebeutet zu werden.

Er hat seine Ideologie des Gebens, aber in der Realität leidet er an der Welt, grollt ihr und findet sie verwerflich.

Sein Geben wird selbst zum Leiden, wird zur eigenen Not, die der Hilfe bedarf.

Und darauf wollt ihr euch noch wundern, wenn euch einzelne mitten im Ausstrecken eurer Hand, um zu helfen oder zurechtzuweisen, oder um eine fremde zu drücken, diese Hand von einem unsichtbaren Schläge abgehauen wird?

Jean Paul

Verkettungen und Erwartungen

Helfen strengt uns alle an. Nichthelfen belastet uns alle innerlich. öfter, je nach Lage, tauschen wir eines mit dem anderen aus. Einmal ist es leichter zu helfen, ein anderes Mal leichter, nicht zu helfen. Einmal ist sich versagen schwer, und einmal zu akzeptieren. Je öfter mir geholfen wird, auch wirklich förderlich, innen wie außen erfolgreich, um so bedrückter bin ich ob meines Angewiesenseins, ob meiner Abhängigkeit.

Mir wird geholfen, aber jede Hilfe macht mir auch klar, dass ich ihrer bedarf. Ich beginne abweisend zu werden, ich nehme zwar die Hilfe an, beginne den Helfer aber zu meiden, mich zu distanzieren, ihm unfreundlich zu begegnen. Je besser, je mehr und je intensiver mir geholfen wird, um so bockiger werde ich gegenüber dem Helfer, bis ich zuletzt auch seine Hilfe verstoße und abweise.

Das kann jahrelang so laufen, das kann kürzere Zeiträume umfassen: der Helfer steht vor einem unverständli-

chen Mirakel. Er hat es nicht nur mit aller Hilfe gut gemeint, nein, er hat auch sachlich-menschlich gut geholfen, und doch ist der andere in eine Distanz geraten, ist der Klient seiner Hilfe verschlossener und abgewandter als zuvor. Und je mehr er weiter intensiv hilft, um so stärker beginnt ein Hass, weil der andere die Hilfe noch immer anzunehmen gezwungen ist. Nicht, dass der Helfende Dank und Lob erwartete, obwohl doch ein wenig Anerkennung, ein wenig freundliches Zutrauen, auch wenn er es sich nicht eingesteht, gut täten - nein, er bekommt seinen Lohn in Form der Absage, in Form von Neid, Hass und Abweisung. Und vom Hilfesuchenden ist das noch nicht mal so gemeint!

Der Helfende zeigt in seiner erfolgreichen Hilfe, dass der Hilflose diese Hilfe braucht, diese nutzen kann. Bei einem geschwächten Ich ist das ein Grund zur Betrübnis. Je mehr du hilfst, um so mehr raubst du ihm seine Illusion von eingebildeter Autarkie, auch wenn er nach Hilfe schreit.

Einerseits wäre es dem Hilflosen „leichter“, wenn er keine Hilfe erhielte, dann schriebe er die Schuld allen anderen zu. Andererseits, merkt er, wenn er Hilfe bekommt, dass diese ihn gleichzeitig verpflichtet und auch, dass er gezwungen wird, in einen realistischen Spiegel zu schauen. Er sieht sich als der, der nicht weiter kann und gleichzeitig als der, dem geholfen wird zum ersten Schritt und dass er nun den zweiten, dritten selber tun muss!

Das ärgert ihn beides: er ist auf den Spiegel böse, der ihm vorgehalten wird und böse, dass er sich dadurch verpflichtet hat, auch selber etwas zu tun, dass er sich ge-

zwungen sieht, sein steriles Selbstmitleid, seine allgegenwärtige Schuldfrage, die immer nur steril macht für das Handeln, sein Ressentiment und seine Selbstverachtung zu verlassen und das Hilfsangebot zu akzeptieren.

Es ist leicht einzusehen, dass in solchen Situationen auch gelungene Hilfe dem Helfer weder Dank noch Lob einbringt. Mit diesem Bewusstsein ist nicht leicht zu leben. Was wir uns im Kopf klar oder minder klar sagen, dem folgt das Herz noch lange nicht.

Ich wünsche oft einen Dank, und oft ist diese Dankerwartung nichts anderes als die Vorstellung eines Tauschwertverhältnisses, aus dem früher oder später Herrschaft wird. Wenn es aber Freundschaft ist oder eine Beziehung, in der Liebe herrscht, geschieht Hilfe schon mal zwi-schendurch und gegenseitig, dann dankt es sich leichter, dann können wir loben, dann kann ich Hilfe annehmen ohne Verletzung, ohne dass ich in meiner Selbstbestätigung ungenügend gestärkt werde. Helfen im Lebenszusammenhang einer Solidaritäts-Gruppe ist mit Dank, Lob und Anerkennung so leicht zu koppeln, weil sich Helfer und die, denen geholfen wird, fortwährend vertauschen und wechselseitig in den Gegenrollen erfahren!

Ist aber dies nicht gegeben - und das ist so in fast allen Situationen der professionalisierten Hilfe oder der persönlichen, die auch oft in ein klares institutionelles Verhältnis eingebaut ist - dann entsteht stets die tragische Unzufriedenheit dessen, dem geholfen wurde, und dessen, der versucht hat zu helfen. Beide können sehr schnell in eine mürrisch-sterile und ressentimentgeladene ambivalente Situation rutschen, in der sich beide nicht helfen können und sich unwirsch und feindselig erweisen. Einer

von ihnen müsste die Kraft und den Mut haben, den Teufelskreis zu sprengen. Wer das sein soll, ist nicht zu dekretieren. Wer es sein könnte, ist weder mit der Rolle des Hilflosen noch mit der des Helfenden schon fixiert. Aber diese Panzer können gesprengt werden, da wo Menschen zusammen leben, die die „Anstrengung der Liebe“ auf sich nehmen.

Lied über die guten Leute

1.

*Die guten Leute erkennt man daran
Dass sie besser werden
Wenn man sie erkennt
Die guten Leute laden ein, sie zu verbessern.
Denn wovon wird einer klüger?
Indem er zuhört und indem man ihm etwas sagt.*

2.

*Gleichzeitig aber
Verbessern sie den, der sie ansieht und
Den sie ansehen. Nicht indem sie einem
Helfen zu Futterplätzen oder Klarheit,
Sondern mehr noch dadurch,
Dass wir wissen, diese leben und
Verändern die Welt, nützen sie uns.*

3.

*Wenn man zu ihnen hinkommt.
Sind sie da. Sie erinnern sich
Ihres eigenen alten Gesichtes bei dem letzten*

Treffen.

*Wie immer sie sich verändert haben -
Denn gerade sie verändern sich -
Sie sind höchstens kenntlicher geworden.*

4.

*Sie sind wie ein Haus, an dem wir
Mitgebaut haben. Sie zwingen uns nicht,
Darin zu wohnen. Manchmal erlauben
Sie es nicht. Wir können jederzeit
Zu ihnen kommen in unserer kleinsten
Größe, aber was wir mitbringen,
Müssen wir aussuchen.*

5.

*Für ihre Geschenke wissen sie Gründe
Anzugeben, Sie weggeworfen wiederfindend
Lachen sie. Aber auch darin sind sie
Verlässlich, dass wir uns selber verlassend
Auch sie verlassen.*

6.

*Wenn sie Fehler machen, lachen wir:
Denn wenn sie einen Stein an die
Falsche Stelle legen
Sehen wir, sie betrachtend die richtige Stelle
Sie verdienen jeden Tag unser Interesse.
Wie sie sich ihr Brot verdienen
Jeden Tag
Sie sind an etwas interessiert,
Was außer ihnen liegt.*

7.

Die guten Leute beschäftigen uns

Sie scheinen allein nichts fertigbringen

Zu können

Alle ihre Lösungen enthalten noch Aufgaben.

In den gefährlichen Augenblicken auf unter-

gehenden Schiffen

Sehen wir plötzlich ihr Auge groß auf

Uns ruhen

Wiewohl wir ihnen nicht recht sind

Wie wir sind

Sind sie doch einverstanden mit

Uns

B. Brecht

Drama des Helfens: die Vergeblichkeit

Der Helfer erlebt Krisengefühle, Unsicherheiten, Versuche, wenn der Hilfsbedürftige ihm immer wieder entweicht. Warum empfindet der Helfende diese „natürlichen“ Entziehungsversuche als schlimm, als ihn infrage stellend? Es ist einerseits die Abweisung, die er als helfender Mensch erfährt, wenn er mitten in der Zuwendungsbewegung gestoppt wird, die ihn frustriert.

Zum anderen fühlt jeder Helfende sich infrage gestellt, wenn seine Vorstellungen vom Helfen nicht stimmen: ich habe ein Modell des Helfens, ich habe den Glauben an mein Helfen, und der Hilfsbedürftige verlangt danach nicht, obwohl er hilflos und gequält ist. Dies ist schwer verstehbar für den Hilfswilligen, und er erfährt sich selbst hilflos und schwach. So hat das Drama der Hilfe viele Akte. Je mehr der Hilflöse sich in seiner abhängigen, ja oft süchtigen Hilflosigkeit selber hasst, um so weniger lässt er Hilfe zu, die ihn aufrichten könnte und womöglich einen der Gründe seines Selbsthasses aufheben würde.

Der Helfende, der dies oft nicht durchschaut, steht erschrocken vor den Phasen solcher Annäherung und Abstoßung. Der Hilflöse entwickelt eine Selbstbehauptungstaktik gegen Hilfsangebote, die einem schlaunen Diplomaten eines Zwergstaates Ehre machen würde. Wenn er sich eine Weile helfen lässt, versucht er möglichst schnell, dies wieder zu dementieren, weil er ja einerseits die Hilflosigkeit angenehm empfindet als Selbstorientierung und Stigma und andererseits die Folgen ihrer teilweisen Aufhebung in Form von persönlicher anstrengender Selbst-

hilfe zu tragen hätte! Also wird er in der Art der Echter-nacher Springprozeßion nach vorne und rückwärts springen und selber nicht mehr ermessen, in welcher Richtung er noch Fortschritte macht. Der Hilfeleistende aber wird unsicher bei diesem labyrinthischen Verwirrtanz des Hilfesuchenden und ihn als unlogisch oder als gegen ihn, den Helfenden und seine Fähigkeiten gerichtet, erleben. Er wird dann oft jene Zwangsmechanismen verstärken, denen der Hilfloße sich gerade so intensiv ausgeliefert fühlt, weil er auch nicht anders kann, als seine Niederlagen persönlich zu nehmen und sie sich auf sein Unfähigkeitskonto gutschreiben. Gleichzeitig wird er - auch im Prozess seiner eigenen Selbstverteidigung - die Schuld, den Unwillen und die absichtliche und penetrante Insubordination (ihm gegenüber) beim Hilfesuchenden suchen und finden. Damit aber wird der Hilfesuchende in den Augen des Hilfe anbietenden unglaubwürdig, denn er sucht nur zum Schein, wie er meint. Das aber hilft dem Helfer nicht weiter, weil er ja absichtliche, „böswillige“ Verweigerung verurteilt, und dieses ihm das Helfen wiederum verbaut. So erlebt er die Verwicklungen des eigenen und des Hilfloßen Ausgeliefertseins, so dass er alles Tun und Lassen - und das auch noch bestätigt von seinem Schutz- und Hilfsbefohlenen - als vergeblich ansieht, als „Tropfen auf den heißen Stein“, als „Misserfolge wie Sand am Meer“, als etwas, „wogegen kein Kraut gewachsen ist“ - das sind seine Pflöcke, die er dann für das Erleben und für alle Berufserfahrung einengend einschlägt.

Sich dem Helfen entziehen

Dass wir nicht helfen, wenn wir helfen sollten, das erleben wir oft. Eine Stimme sprach in uns, und wir gingen schnell über sie hinweg - das ist eine Erfahrung – nicht von Besonderheit. Ich spürte die Aufforderung, aber ich versagte mich ihr - das ist ein sehr alltägliches Erleben. Versagen und Versagungsängste stehen manchmal dahinter, manchmal auch nur das einfache Sich-nicht-stören-lassen, das Keine-Zeit-haben. Aber immerhin, ich merkte etwas, nur dass ich mich dann entzog! Ein anderes Mal merke ich gar nichts, gehe einfach vorbei, ohne zu bemerken und zu erraten und spüre weder einen Hauch von Aufforderung noch die leiseste Stimme in mir. Ich gehe „normal“ vorbei.

Das gegenteilige Phänomen ist, ich gehe auf den Hilflösen zu, schreite zur Hilfe, okkupiere ihn mit meinem Helfen. Ich kann an Hilferufenden nicht vorbei, auch wenn nicht ich es bin, der helfen sollte und könnte. Ich fühle mich immer und zuviel angesprochen. Ich springe stets an, ich bin sofort hilfsaktiv! Ich habe ein Bewusstsein, das mir suggeriert, ich könne allen helfen, gut helfen. Ich bin eitel und so selbstbewusst, dass ich instinktiv „hilfsbereit“ bin.

Dann ist es wichtig, sich versagen zu lernen, nicht, weil es für den Helfer gut ist zu lernen, dass auch ohne ihn anderen geholfen werden kann, sondern auch, weil der „Zuhelfen-Gierige“ auf keinen Fall allen Hilfesuchenden gut tut, zu ihnen passt und ihnen weiterhelfen kann. Die Wellenlänge stimmt allzu oft gar nicht überein, und zu spät spürt und fühlt der so von sich und seinem good-will

Eingenommene, dass er mehr Unheil stiftet. Darum sollte der professionelle Helfer das Helfen-Dürfen prüfen und das Sich-Fernhalten üben.

Dem einen kann ich helfen, kann vielleicht nur diesem Typus, dieser Art und diesem Temperament helfen. Beim anderen wirkt meine Weise des Helfens schlecht, ist sie „Gift“. Da nützen weder „Wollen“ und Methoden noch „Herz“. Das beste ist dann: ich lasse die Finger davon, auch wenn es mir schwer fällt oder diese potentielle Niederlage meine Eitelkeit, mein Selbstvertrauen ankratzt.

Wessen Herz überquillt, mag teilhaben am anderen Herzen. Er muss dann lieben oder helfen; beides zu vereinen ist ein schwieriges Balancestück. Ein Meister „Strohschneider“ auf dem Seil hat es leichter.

Unser Helfen verträgt sich weder rein mit unserem Lieben noch mit unserer Müh' und Arbeit. Es gelingt vielen kaum, das Maß im Helfen zwischen Lieben und Arbeiten zu finden. Helfen gelingt weder mit dem Herzen allein, noch mit dem Verstand, und unsere Vernunft muss schon viel von unserem Fühlen haben, soll sie es schaffen.

Wer intensiv liebt, hilft damit dem Hilfesuchenden nicht immer. Wer denkt und arbeitet und sich redlich um die Sache müht, versagt dem Hilflosen oft Wichtiges.

So spannt sich Hilfe zwischen Scylla und Charybdis, das heißt, der liebenden Leidenschaft und der mühevollen Arbeit. Mit welcher Nervenanspannung Liebende sich oft zu helfen, mit welchem Eifer „Sozial-Arbeiter“ sich oft zu mühen versuchen, beide geraten gar zu leicht in den Teufelskreis der Vergeblichkeit.

Wo liegt die Tragik? Ich bin noch zu sehr Gefangener meiner wenig hilfreichen Vorstellungen und Wünsche.

Ich lebe noch nicht genug aus der bedingungslosen Offenheit des Herzens.

Helfen ist nicht an ein Lebensalter gebunden. Helfen kann jeder, auch das Kind mit seinem Lächeln, seinen aufmerksamen Augen, seiner einfühlsamen Frage, seiner unbeholfenen Ausdrucksweise.

Helfen ist nicht an eine Methode gebunden. Voraussetzung jeden Helfens ist, sich helfen zu lassen. Natur, Musik, ein Lied, ein Schrei können helfen. Das Pfeifen eines Vogels, das Kühlen des Windes, ein Sonnenstrahl zwischen verhängten Fenstern, das gleichmäßige Rieseln des Regens, die tanzende Schneeflocke, die blinzelnde Eidechse auf nacktem Stein kann helfen.

Voraussetzung jeder Hilfe ist, mich ansprechen zu lassen. Der freundliche Gruß eines Fremden, das eifrige, mich meinende Tischdecken der Bedienung, das unverhüllte Gefühlsaufleuchten im Gesicht geistig Behinderter, das Gestammel des Sprachlosen, die suchende Berührung des Blinden kann helfen. Meine Seele braucht dazu eine kleine Tür, die Licht hineinlässt. „Erste Hilfe“ des professionellen Helfers ist, diese kleine Tür mit dem Hilflösen oder bei ihm zu finden, dieses Fünkchen Glauben, dass auch für ihn Hilfe in der Welt ist. Manchmal wird er sie wieder zuschlagen wollen, diese Tür, weil er sich mit dem Einströmen noch nicht zurechtfindet, aber einmal entdeckt, lässt sie sich nicht weglegen. Dann erst können auch gelernte Methoden von Nutzen sein und das Sich-selbst-Erlösen erleichtern.

Das Kostbare, das wahrhaft Kostbare wird ohne das Wissen verteilt und ohne Gegenleistung empfangen.

Henri Michaux

*Selbstanalyse –
ein Mittel der Hilfe zur Selbsthilfe?*

Was ist damit gemeint? Sicher nicht, zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort mich zu durchleuchten, zu diagnostizieren und zu beschreiben.

Selbstanalyse beginnt, indem ich aktiv und bewusst im Leben stehe und handle und mich bei guten und ungunstigen Gefühlen frage, woher sie kommen und ob sie wirklich das sind, was ich meine und was mich meint, oder ob sie lediglich aus der Erwartung und Zustimmung oder Ablehnung anderer entstehen und welcher anderer. Denn irgendwie muss ich ihnen Platz eingeräumt haben in mir, und vielleicht antworten sie auf mein Tun an meiner Stelle und lassen mich nicht zu.

Selbstanalyse bedeutet nicht allein Fehler, Schwächen, Miessein darzustellen - vor sich, der Gruppe oder dem Therapeuten in der unausgesprochenen und nicht eingestanden Hoffnung, er möge widersprechen oder sogar in der Hoffnung, das Entsetzen über mich möge sich breit machen und mich der Arbeit an mir entheben, weil ich ohnehin verloren bin. Selbstanalyse bedeutet auch nicht, alle meine Vorzüge herauszustreichen und immer wieder deutlich zu machen, wie tüchtig ich bin, um abzulenken (krampfhaft, angstvoll und drohend) von dem, was an und in mir im argen liegt, um Bedeutung um jeden Preis

zu bekommen und konkurrieren zu können. Selbstanalyse verlangt von mir, mich mit jeweils den Problemen in mir auseinander zu setzen, von denen ich spüre, dass sie mich nicht das sein lassen, was ich sein möchte und sein könnte. Dabei werde ich meine Schwächen und Vorzüge daraufhin untersuchen müssen, wozu ich sie benutze, was sie mir und anderen antun.

Ich werde deinen Fehlern nicht widersprechen so wenig wie meinen, ob sie das nun sind oder nicht - ich werde sie nur nicht allein von einer Seite beleuchten lassen, weder bei dir, noch bei mir.

Selbstanalyse bedeutet herauszufinden, wann meine Schwäche Stärke ist und wann sie mich wirklich beeinträchtigt und als unbrauchbar abzulehnen ist, wann meine Vorzüge Schwindel sind und wann ich mich darüber freuen kann, wann die Kombination von beiden Selbstbetrug wird und wann fördernd und bereichernd und wofür. Wie aber sollte ich dies jemals herausfinden können, wenn ich nicht mitten im Leben stehe und mich seinen Aufgaben und Anforderungen mit allen Erfolgen und Misserfolgen stelle? Selbstanalyse als zurückgezogenes Kreisen um sich selbst, fixiertes Suchen nach der Vollkommenheit, wehleidiges Weinen um das Verlorene, Suchen der Schuldigen in der Vergangenheit ist nicht nur keine Selbstanalysen, sondern ist Selbstzerstörung, ist ein Sich-Zerkleinern, Sich-Zerhacken, Sich-Verrühren, das uns in den meisten Fällen immer weiter von uns wegbringt. Selbstanalyse verlangt, mir selbst und meiner Sprache zuzuhören, die in kritischen Situationen oft ausweglose Sätze formuliert und nicht nach den hilfreichen

Aussagen für diese Situation auf die Suche geht. Jeder von uns kann in seinen eigenen Irrgarten kommen, im Selbstmitleid fast untergehen - nicht das ist das Laster, sondern dass wir eben nicht ehrlich unseren Zustand als das benennen, was er ist: mutlos sein, klagen wollen, nach Bemitleidetwerden streben u.v.a., sondern ihn nur als vom Schicksal unlösbar auferlegte Qual definieren, der wir hilflos ausgeliefert sind.

Wir sind es nicht, solange es uns mit uns selbst ernst ist, solange wir so ernst sind, dass wir in allzu kritischem Gestörtsein um Hilfe bitten, um wieder auf den Weg zu kommen, solange wir nach Helfern Ausschau halten, die es überall gibt: Menschen (nicht nur Ärzte), Bücher, Natur und vieles andere, vielleicht aber auch die helle Seite von uns - wir müssen sie dann allem zum Trotz zulassen. Das ist wirklich Selbstanalyse.

Wir werden im Denken, Fühlen und Handeln oft gespalten. Wenn du aber mit dir eins bist, wenn du mit dir deckungsgleich wirst, gewinnst du die Fähigkeit, dich in Rollen und Masken zu begeben, wenn nötig. Es tut dir nicht weh, denn deine Einheit trägt deine willentliche Spaltung. Darum darfst du dich auch anpassen und sogar verstellen. Wenn du nur weißt, wem du helfen willst, kannst du dich auf vielerlei Weise arrangieren. Du musst dein Helfen selber organisieren und nicht vom Staat, von einer Institution bestimmen lassen.

Manchmal wirken hilflose Menschen wie Nichtschwimmer, die ins Wasser gefallen sind. Sie vermögen in ihrer Angst nicht zu entdecken, dass das Wasser trägt, sie setzen ihre Bewegungen nicht dazu ein, sich über Wasser zu halten, weil sie ihrem Nichtkönnen mehr glauben als ih-

ren Fähigkeiten. Sie benützen ihr Atmen, um Wasser aufzunehmen, nicht, um ihrem Körper die Balance zu erleichtern. Ihre Panik oder Lähmung folgt dem Sog des Untergangs, nicht dem der Selbsterhaltung. Sie sind von ihrer Ohnmacht und ihrem Ausgeliefertsein so überzeugt, dass ihr Versinken ohne rettende Hilfe nicht aufzuhalten wäre. Sie agieren wie Kinder, denen zu lange eingeredet wurde, dass sie nichts können.

Können ist eine große Erleichterung. Vertrauen in die eigenen Kräfte ist dafür unumgänglich.

Immer wieder erschüttert es mich zu erleben, wie kleine Kinder sich durch Ungerechtigkeit tief getroffen, ja gedemütigt fühlen. Immer wieder wird mir daran sichtbar, wie sehr Gerechtigkeit Schutz der Kleinen, Armen und Ohnmächtigen gegen Willkür ist. Jedes Kind schützt sich durch das Sich-Anklammern an die Idee der Gerechtigkeit vor Benachteiligung. Seltener kann es sich durch eigene Kraft und Macht vor Demütigung schützen. Es muss an den Willen zur Gerechtigkeit glauben und diese erhoffen. Dem Hilflosen ergeht es nicht anders. Warum haben wir eigentlich Angst, unsere Gefühle könnten zergliedert, zerredet, rational auf das Prokrustesbett gespannt werden? Haben wir nicht Beispiele genug, in denen Gefühle wilder Leidenschaft, verrückter Wünsche, großer Liebe, dem Denken - ja jedem „gesunden“ Menschenverstand spotten? Haben wir nicht Beispiele genug, in denen leidenschaftliche Gefühle, auch als solche erkannt und benannt, Großes hervorbringen?

Eher scheint es die Angst zu sein, die sich immer wieder zu Worte meldet, die Angst, die kleinen, flachen, unechten Gefühle, diese emotionalen Embryos, könnten durch

Zerteilung, Skepsis und Überlegung sterben. Hab keine Angst vor deinem Verstand, hab Angst vor deinen schwachen Gefühlen! Starke Gefühle und exaktes Denken gehen zusammen: Fühle leidenschaftlich, und du entzündest dein Denken; denke exakt, und du wirst staunen, welche starke Gefühle dir das beschert!

Annehmen ist die Voraussetzung für sinnvolles Widersprechen-Können. Annehmen heißt, Unterschiede zu bejahen. Annehmen heißt, Verzicht auf Einheits- und Gleichheits-Illusionen, heißt, Neues entdecken zu können. Annehmen heißt, sich selbst überraschen zu lassen und dem Unerwarteten die Tür zu öffnen. Annehmen heißt, sich und dem anderen Chancen einzuräumen. Annehmen können heißt auch, sich selber klarer abheben zu können und Widerstand zu leisten gegen das Aufgesogenwerden durch fremdbestimmte Zumutungen. Annehmen können heißt, sich abzuheben ohne Überheblichkeit und ohne Abwertung des anderen. Wie sonst könnte der Helfer Hilfe geben und er selber bleiben?

Herrschaftsloses Helfen?

Welche Überlegungen und Gedanken könnten dem Helfer helfen, wirklich herrschaftslose, helfende Beziehungen herzustellen? Herrschaftslos helfen ist ja zunächst eine Maxime. Sie aber im Alltag zu praktizieren ist deshalb so schwierig, weil der Hilfesuchende selbst vom Helfer ein Mehr an Können, Wissen und Ressourcen erwartet, um ihn aus seiner Bedrängnis herauszuholen, von seiner Hilflosigkeit zu befreien. Solche Erwartungen (wozu sonst brauche ich einen Helfer?) drängen insbesondere den beruflich eingesetzten Helfer geradezu in die Rolle des Kompetenten, des Besserwissenden.

Wie kann er dieser Versuchung standhalten? Wie kann er der vom Hilfesuchenden definierten Ungleichheit in sich selber begegnen? Was nützen Worte wie Partnerschaft, Solidarität, Gegenseitigkeit, wenn im praktischen Alltag untereinander Rollenzuteilungen erfolgen und kleine hierarchische Strukturen erzeugt werden?

Es ist nicht Sinn der Aufgabe des Helfers, aus sich bewusst und gewollt weniger zu machen als er ist, zumal er sich als der, der er ist, braucht und nicht in einer reduzierenden Verkleidung. Wie aber kann er für sich und sein Gegenüber fühlbar werden lassen, dass sein Tun Zusammenarbeit und nicht Einseitigkeit meint?

Sicher gibt es notwendige (lernbare) Sätze wie: ohne Ihr Mittun kann ich nichts bewirken (bin ich nichts) - Sie sind letzten Endes der, der sich hilft - ich bin nur Medium, Spiegel, Begleiter, bestenfalls Unterstützer auf diesem Weg. Doch nicht immer vermögen solche Sätze die Balance herzustellen, selbst wenn sie nicht nur vom Wis-

sen her ausgesprochen werden, sondern zutiefst erfüllt sind, weil sie auch durch die Erfahrung untermauert wurden.

Der zugewandte, respektierende Helfer meint damit nichts anderes als dies: hilf mir, gebrauche deine Gefühle, Erinnerungen, Einfälle, Entdeckungen für neue Wege. Steh zu dir! Werde dein eigener Herr! Eine wichtige Hilfestellung, die zu reflektieren lohnt, finden wir in der Bergpredigt. Dort heißt es: *Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan.*

Hier ist herrschaftsloses Helfen in einmaliger Weise in einem knappen Satz veranschaulicht.

Der Geringste der Brüder bin jedes mal ich, ich in nicht leicht zu entdeckender Gestalt vielleicht, aber ohne Abstriche. In diesem Satz ist ein Wissen enthalten, das durch alle Zeiten sich bewahrheitet hat: der Reiche, der Habende, der Fleißige und Strebsame, der sich anpasst, Nützliches leistet, seine Ziele erreicht, wird nicht gering geachtet. Er bedarf daher eines solchen Satzes nicht. Es ist der Arme, der Hilflose, der Ausgestoßene, der verdeutlicht werden muss, dem die Würde der Personifikation zugeteilt wird, um dem Helfer die rechte Basis für sein Tun zu schaffen und unserer Rollenzuteilung vorzubeugen.

Die äußeren Gestalten mögen erschreckend sein - die Würde des Menschen ist eine verliehene, die davon unabhängig ist und deren Vorhandensein wir uns im Alltag neu bewusst machen müssen. Dieses Selbstbewusstsein eigener Würde auszubilden bleibt ja auch vornehmste Aufgabe des Helfens. (Auch die Umkehrung des Satzes erschüttert: Was ihr dem Geringsten nicht tut - wenn ihr ihn abwertet, verurteilt, beiseite schiebt, lieblos verachtet,

trefft ihr mich, habt ihr dies mir getan. Vielleicht bewegt dies nur mehr einige, an dieser Stelle wird es als ein Zuviel der Selbstarbeit empfunden - wie weit reicht es aber hinein in unsere Lebenspraxis.)

In unserer Unvollkommenheit und Ungeduld kann Herrschen oft gar nicht ausbleiben. Warum dann soviel über Herrschaftslosigkeit reden? Weil sie uns als Ziel immer wieder Chancen der Selbstkorrektur anbietet, uns unser Verhalten bedenken und selbst prüfen lässt, wegweisend für neues Umgehen miteinander bleibt.

Herrschen ist dann meine Ohnmacht, es im Augenblick besser zu können. Wir sind von so vielen herrschenden Bestimmungen umgeben, dass selbst nicht zu herrschen schon eine Kunst ist und wie jede Kunst permanente Anstrengung verlangt und des Eingeständnisses, in vorgefertigte Muster zu fallen. Soll ich deshalb aufgeben, dieses Ziel anzustreben? Solange ich an meine Fähigkeiten glaube, werden auch „Werke“ entstehen. Meine eigene Anfrage: Bin ich für Hilfe brauchbar?

Ja, denn ich bin in Ordnung, ich bin anständig, tue meine Pflicht, bin ruhig, ausgeglichen und für meine Aufgabe ausgebildet.

Gute Aussagen über sich selbst - aber was bedeuten sie? In Ordnung meint meist in der Ordnung um mich herum. Es kann andeuten, ich habe nicht mehr Vorurteile als andere, unterscheide mich in meinen Wahrnehmungen nicht sehr von denen meiner Umgebung und habe gelernt, was man mir angeboten hat. Ich erfülle die Erwartungen meines Arbeitgebers, erzeuge durch mein Verhalten keine Unruhe, provoziere niemanden, bin vorsichtig mit Identifizierungen.

Ein solches Bewusstsein des „In-Ordnung-sein“ scheint uns zum Helfen problematisch.

Der Hilflose braucht meist ein hohes Maß an Vorurteilslosigkeit, bedarf meiner sensiblen und abweichenden Wahrnehmung, und die zur Zeit bestehende Ausbildung wird ihn oft verfehlen. Wenn wir uns nicht mit ihm identifizieren können oder wollen, sind wir weit weg von seinem Zustand, wir lieben ihn zu wenig, um ihn zur Selbsthilfe motivieren zu können. Wenn nicht manchmal wir durch ihn durchgeschüttelt, beunruhigt und aufgewühlt werden, leben wir in einer falschen Sicherheit der Wirksamkeit unseres Tuns, hat sich Überlegenheit eingeschlichen und ein Maß an Distanz, das der Hilflose wie einen Panzer erlebt.

Wann würde der Hilfesuchende sagen, ich sei als Helfer in Ordnung? Wenn er spürt, mein Ihm-Zuhören bewegt mich, ich bin kein Besserwisser, sondern jemand, der mit ihm sucht. Er wird nicht mit Ratschlägen überhäuft, sondern in seinem Selbst-Denken und -Finden unterstützt. Er wird nicht etikettiert, sondern als Individuum gesehen und respektiert. Er wird nicht gleich in die Erfahrungen und Erlebnisse des Helfers einbezogen, als ob sie dieselben wären, sondern er wird mit seiner speziellen Not wahrgenommen, und dieses Spezielle wird ihm zugestanden und gelassen. Er kann sich auf das Angenommensein, auf die Normalität des Umgangs mit ihm, auf das „Sich-für-ihn-einsetzen“ und auf das „Nicht-mehr-als-für-ihn-nötig-anpassen-wollen“ verlassen. Der Helfer kann sich mit ihm ärgern, mit ihm freuen, mit ihm zornig und traurig sein; aber er hat auch Gegengewichte, an denen sich der Hilflose von Zeit zu Zeit festhalten kann. Er

kann mit ihm kämpfen, sich gegen ihn auflehnen, ohne verurteilt oder voreilig abgewiesen zu werden.

Der Helfer sagt dem Hilflosen, wann es ihm zuviel wird, wann er sich überfordert fühlt und deshalb seines Rates bedarf, um den nächsten Schritt tun zu können. Er sagt ihm auch, wann er in seiner Zuneigung schwankend wird und dessen Unterstützung braucht, um sie neu lebendig werden zu lassen. Von Zeit zu Zeit sollten wir uns vom Hilflosen sagen lassen, was ihm an uns fehlt und mit ihm klären, ob wir das Fehlende zu leisten vermögen oder nicht. Dann bedürfen wir seiner Großzügigkeit.

Trost-Aria

*Endlich bleibt nicht ewig aus,
Endlich wird der Trost erscheinen,
Endlich grünt der Hoffnungsstrauch,
Endlich bricht der Tränenkrug,
Endlich spricht der Tod: Genug!*

*Endlich wird aus Wasser Wein,
Endlich kommt die rechte Stunde,
Endlich fällt der Kerker ein,
Endlich heilt die tiefste Wunde,
Endlich macht die Sklaverei
Den gefangnen Joseph frei.*

*Endlich, endlich kann der Neid,
Endlich auch Herodes sterben.
Endlich Davids Hirtenkleid*

*Seinen Saum in Purpur färben.
Endlich macht die Zeit den Saul
Zur Verfolgung schwach und faul.*

*Endlich nimmt der Lebenslauf
Unsres Elends auch ein Ende,
Endlich steht der Heiland auf,
Der das Joch der Knechtschaft wende,
Endlich machen vierzig Jahr
Die Verheißung zeitig wahr.*

*Endlich blüht die Aloe,
Endlich trägt der Palmbaum Früchte,
Endlich schwindet Furcht und Weh,
Endlich wird der Schmerz zunichte,
Endlich sieht man Freudental,
Endlich, endlich kommt einmal.*

Johann Christian Günther, 1695 - 1723

Jetzt

*Mit jedem Satz bin ich mutiger
und mutiger geworden. Schon morgen
werde ich mich nicht mehr
vor dem Flimmern der Tagesschau fürchten.
Ich könnte sogar in einer Teekiste
über den Cabora-Bassa-See rudern
eine magere Beute der Geheimdienste
eine Freundin der ertrinkenden Antilopen.*

*Als ich gelernt hatte, Ich zu sagen
fing ich zu stottern an. Plötzlich lagen
die Hoffnungen meiner Eltern auf Eis.
Allzulange ist dann
jeder für sich geblieben
ohne zu wissen, wie es sich anfühlt
wenn man sich die angstnassen Hände gibt.*

*Auf einer Parkbank schütte ich
meine Handtasche aus: Sätze, Gedichtanfänge
die ich bei Regen fertig schreiben will
ein Lippenstift vom letzten Jahr.
Früher habe ich gelernt, meine Haare in Locken zu dre-
hen
die Ellbogen von der Tischplatte zu nehmen.
Jetzt lerne ich unter die Tische zu sehen
an die ich mich nicht mehr setzen will.
Während die Atempausen kürzer werden
betrachte ich im Spiegel die Fotografie
einer jungen Frau aus dem Neandertal.
Mit halbem Herzen habe ich mich in sie verliebt.
Irgendwo muss ich anfangen, aber ich fange an.*

Ursula Krechel

II. Helfen lernen

Lerne nie ohne Vorbehalt. Ein ganzes Leben reicht nicht aus zu verlernen, was du dir leichtgläubig und unterwürfig hast in den Kopf stecken lassen - du Einfalt - ohne an die Folgen zu denken.

Henri Michaux

In die Menschen bist du nie wirklich eingedrungen. Du hast sie auch nie richtig beobachtet, auch nicht zutiefst geliebt oder gehasst. Du hast sie durchgeblättert. Nimm also hin, dass auch du, gleicherweise von ihnen durchgeblättert, aus nichts als Blättern besteht, ein paar Blättern.

Henri Michaux

Manche brauchen ihre Kleinlichkeit, um zu fühlen. Andere appellieren an ihre Großzügigkeit. Manche brauchen dich, um sich zu verwandeln.

Henri Michaux

Die Beute eines Tages

*Zwei Studentinnen der Sozialarbeit sind glücklich.
Vier Tage vor Ende des Semesters, schon haben sie
die Abgründe der Soziallandschaft ohne Netz*

*taumelnd hinter sich gelassen
taumelnd von oben gesehen. Und voller Glück?
Schnörkel und Windungen sind sie entlanggeritten
zwischen den Paragraphen im großen deutschen Par-
cours
mit fliegenden Fahnen hopplahopp
über die Theorien vom Elend. Auch Kinder
haben sie gesehen unterwegs und Alte
den Tod der blauäugigen Illusion
mit aufgekrepelten Ärmeln
und offen staunend gerundetem Mund.*

*Plötzlich im allerletzten Endspurt
verloren sie einen Tag
Am Dienstag glaubten sie, es sei Mittwoch
den Mittwoch hielten sie für den Donnerstag
der Donnerstag war ihnen gerade recht als Freitag
so ist ihnen der wirkliche Freitag
ein nasser leerer Sack vor die Füße gefallen
ein unverhofftes Geschenk, eine Lehre
dass niemand jemandem etwas schenkt
Sozialarbeit als Vermittlung ausbleibender Geschenke
so haben sie doch noch etwas gelernt
vier Tage vor dem Ende des Semesters
dass auch ihnen niemand etwas schenkt
dass die Unbeschenkten sich selbst beschenken müssen.
Zwei Studentinnen der Sozialarbeit sind glücklich.*

Ursula Krechel

1. Bedingungen des Helfenlernens

Alle Fürsorge, Sozialarbeit, ja alle Hilfe überhaupt steht stets in der Zerreißprobe zwischen Herrschaft und Verkopfung einerseits und dem zerfließenden Herzblut, dem Sich-Verlieren andererseits; nicht zuletzt aber auch dem Allmachtswunsch, die Not der Welt beheben zu wollen.

Herrschaft kann eingedmt werden durch die Selbsterfahrung der Hilflosigkeit.

Die Verstandessucht kann eingedmt werden durch Gefühls- und Bedeutungserleben.

Das Zerfließen und Verlieren kann eingedmt werden durch die Forderung an mich selbst, die Menge des Gefühls in effektive Kräfte zu verwandeln, die etwas bewegen, d. h. durch Kräfte-Sammlung, Selbstbeschränkung und Konzentration auf das, was für mich leistbar ist. Leistbar ist, was ich zu meinem menschlichen Umfeld mache, was mir nahe ist. Der Allmachtswunsch steht dem Helfer nicht nur im Wege, er verhindert Helfen, indem der mühselige Alltag der kleinen Hilfe abgewertet wird als Tropfen auf den heißen Stein, Entmutigung um sich greift und das eigene Tun und das anderer sinnlos erscheinen lässt. Solche Hilfen erliegen einer verschlingenden Hysterie und sind selbst akuter Hilfe dringend bedürftig.

Die Institutionen der Gesellschaft produzieren zunehmend die Rollenerstarrung und Statusfixierung in den Hilfe-Beziehungen. In jeder Gesellschaft wird Hilfe zum Beruf. In den fortgeschrittenen Gesellschaften werden immer mehr Hilfsbeziehungen zu Berufsbeziehungen.

Alle Berufe, und besonders die qualifizierten, werden rational und wissenschaftlich gebildet. Die Analyse, die Diagnose, die Methode und Organisation sind wissenschaftlich erforscht und begründet. Das ist ein Fortschritt. Die moderne Wissenschaft beansprucht und errang eine Monopolstellung in der Ausbildung der helfenden Berufe. Sie ist fest im Bewusstsein der Zeitgenossen begründet. In jeder Monopolstellung ist Dogmatismus und Eindimensionalisierung als Gefahr vorhanden. Was nicht wissenschaftlich erfassbar erscheint, kann und darf nicht gelernt werden. Eine jede Praxis aber geht über die rational fassbare Situation hinaus und verlangt menschliche Qualitäten, die nicht rational-wissenschaftlich messbar sind. Wenn Beruf nur wissenschaftlich gelernt wird, werden auch nur die der Wissenschaft und Forschung immanenten Verhaltensmuster und Tugenden mit erlernt wie: Objektivität, Neutralität, Distanzhaltung, Sachgerechtigkeit u.a. Sie sind nicht gering zu achten. Doch für die Praxis eines Helfers selbst, welcher Art auch immer, reichen sie offenbar nicht aus, wenn wir Forderungen an die Haltung, Einstellung, Emotionalität, an das Engagement und Tugenden wie Barmherzigkeit und Liebe einbringen wollen. Zu den Fähigkeiten des Reifens, Ratens, Heilens wie auch der Selbsthilfe des Hilflosen gehören emotionale, ethische und kreative Impulse, die die rationale Wissenschaft in dieser Kombination nicht oft erbringt. Daher müssen wir komplementär zur Wissenschaft Reflexionen der Praxis (Weisheit) und kreative Findigkeit zur Methode und zur Analyse beifügen.

Die Hilfe, und insbesondere die fürsorgende Hilfe, erweist sich als zweifach belastet: einmal durch die Art und

Weise des Helfenden, der nicht die Möglichkeit hat, nach eigenem Sich-veranlasst-fühlen zu helfen, zum anderen durch das Gefühl des Hilflosen, eine Berechtigung auf Hilfe zu haben. Das Recht auf Hilfe, sei es nun rechtlich fixiert oder nur im Habitus des in Not Geratenen verankert, ist eine an die Gesellschaft gestellte Forderung. Der große Schuldige an aller Not ist für fast alle Menschen heute die Gesamtgesellschaft, repräsentiert durch den Staat oder einen sonstigen Verband. Der Schuldige hat also Pflichten, denen er nachkommen muss, und der Einzelne hat Rechte. Das Recht auf Hilfe, das Recht auf Errettung aus der Not, das ganz stark im Bewusstsein der Mitglieder einer Staatsgemeinschaft lebt, ist der eklatante Ausdruck für die Tatsache der Nivellierung. Aus dem Zusammentreffen dieser beiden Faktoren entsteht die Grundfrage nach der Möglichkeit echter, fürsorgender Hilfe heute, oder anders gesagt: Ist in der heutigen Zeit der kollektiv organisierten, bürokratisch verwalteten und rationalisierten Hilfe eine echte und personale Form des Reifens möglich und notwendig?

Gegenwärtig erscheint das Fürsorgeprinzip als eine „personale“ (wenn nicht persönliche) Hilfe gegenüber der Sicherheitspolitik mit Rentenanspruch und Arbeitslosenunterstützung. Es wäre ein Leichtes aufzuweisen, dass unsere Zeit der Massengesellschaft für persönliche und personal-kommunikative Beziehungen ungünstig ist, um damit zu erklären, dass das Fürsorgeprinzip diesem allgemeinen Trend unterliegen muss. Aber gerade deshalb ersehnen sich viele eine personale Fürsorge als Bollwerk gegen die Erscheinungen der Vermassung und Schematisierung in den Bezügen der Hilfe, „Fürsorge“ als Prinzip auch der

modernen Sozialarbeit als falsches Bollwerk, wenn es in „alter Weise“ praktiziert wird: patriarchalisch, restaurativ-beherrschend in Formen vergangener gesellschaftlicher Oben-Unten-Ordnungen. Heute, aus der veränderten sozialen Situation heraus, bedarf der isolierte, vereinsamte Mensch der Massengesellschaft der personalen Ansprache, damit materielle Hilfe helfen kann. Oft stecken viele in der Fürsorge Tätige noch unbewusst in der romantischen Vorstellung eines patriarchalischen Zeitalters. Das Helfen wird restaurativ-zurückhaltend und herablassend praktiziert, weil die neue Form als Partner in der Hilfe noch zu wenig gesehen und gelernt wurde. Die neue Form der Fürsorge, die den gesellschaftlichen Erfordernissen der Gegenwart und der Zukunft gerecht werden kann, ist die der auf gleicher Ebene stehenden Partner, der Mit-Sorger in einer Notsituation. Die Hilfe kann nicht mehr allein Fremdhilfe sein, sondern wird zur Selbsthilfe umgestaltet werden müssen, und die Fremdbestimmung in der Not-Hilfe hat in die Selbstbestimmung zu münden. Die Fürsorge, die früher vertikal gebaut war in Oben und Unten, muss auf eine Ebene des Miteinander rücken, soll sie wirklich zur Hilfe werden. Die Hilfe, die sich aus dem Helfer als Subjekt und dem Hilfesuchenden als Objekt verstand und versteht, muss schon um der Effektivität willen das Wagnis der gleichberechtigten Partnerschaft auf sich nehmen. Damit wird der soziale Dienst von heute grundsätzlich ein anderer als der von gestern, weil auch die Gesellschaft, die Menschen und ihre Beziehungen andere sind.

Nur auf solchen Prämissen vermögen wir die große Aufgabe des Helfens zu bewältigen, des Gebens als Freigebens und als Hilfe zur Souveränität.

Im Wissenschaftszeitalter „reicht“ es, dass die Vermittlung von Wissenschaft und nur Wissenschaft auf jeden Beruf zielt. Was der Berufsinhaber „menschlich“ braucht, muss er sich anderswo holen. Wissenschaft versteht sich nicht als Stellung-Beziehen im Sinne moralischer Überzeugung. Der Berufsinhaber muss sich diese aus Religion, Ideologie, Philosophie und eventuell Lebenserfahrungen mischen. Er muss sich seine Welt diesbezüglich selbst basteln, muss sich seine Ethik machen und sich damit herumschlagen, ob sie auch anderen genehm ist. Was dabei herauskommt, ist nicht selten ein Mixtum compositum des Zufalls, vielleicht auch der Banalität - wen bekümmert dies? Die Wissenschaft liefert den Berufen systematisch Fundiertes. Die Lebensquellen der Berufsinhaber, worin diese die Anwendung von Methoden und verifizierten Erkenntnissen verankern, werden von der Wissenschaft zur Privatsache erklärt - es würde ihre Objektivität und Neutralität verletzen.

Der Wissenschaftler gibt allerdings klagend seiner Enttäuschung Ausdruck, wenn seine Erkenntnisse nur zur Zerstörung missbraucht werden.

Versagen wir in unseren Berufen als Therapeuten, Lehrer, Pädagogen, Sozialarbeiter und Erwachsenenbildner, weil wir der Wissenschaft treu und gläubig sind, oder weil wir ihre Ergebnisse und die Haltung, die sie von uns fordert, als für unsere Berufe genügend erachten?

Nicht die Wissenschaft ist die Schuldige, sondern diejenigen, die ihr Monopol fordern und zulassen und sie nicht wirkungsvoll begrenzen können.

Nicht die Wissenschaft ist die Schuldige, wohl aber der Wissenschaftler, der sich in ihr versteckt, sie vermittelt und von sich und seinen Überzeugungen, seinem „Wesen“ nichts dazu gibt. Es ist ein anderes, Teilhabe und Wärme als Forderung aufzustellen (obwohl dies bereits Begriffe sind, die sich einer strengen Operationalisierung entziehen) oder sie selbst als Hilfe dem Lernenden gegenüber zu praktizieren, ihn spüren zu lassen, dass er in mir als Mensch und künftiger Helfer lebendig ist und ich ihm das Beste von mir mit auf den Weg geben möchte. Erst unsere menschliche Berührung gibt der wissenschaftlichen Mitteilung die Chance, sich positiv menschlich fortzusetzen und weiterzuentwickeln. Erst der Eros der Vermittlung führt zu Fundamenten im Beruf, die sich als haltbar erweisen und helfende Wirksamkeit ermöglichen.

Die Arbeit in helfenden Berufen ist der Versuch, die rationale, zugriffige Arbeitshaltung, die Analyse, Objektivität und Kompetenz voraussetzt, auf den Bereich des Helfens und Fürsorgens anzuwenden. Die Professionalisierung gelang. Subjektivität und Teilhabe aber gingen verloren. Wenn Wärme zwischen Menschen einen hilfreichen Sinn hat, dann wäre die Wärmeproduktion durch Emotionalität, Kommunikation und Bedeutungserleben das Wichtigste.

Können wir uns wundern ob der zunehmenden Beobachterhaltung und Gefühlskälte auch jener Menschen, die in sogenannten helfenden und beratenden Berufen arbeiten?

Solange niemand das Monopol der strengen Wissenschaft als zulängliche Berufsausbildung bestreitet, wird sie, die Wissenschaft, jene Tugenden in die Studenten transferieren, die sie für maßgebend hält: Tugenden der Distanz, der Beobachtung, der exakten Sachlichkeit, des Nicht-involviert-Seins in die Gegenstände ihrer Erkenntnis.

Das Monopol der Tradition über unser Leben ist nicht gut, ebenso wenig wie das Monopol der Religion über unsere Lebenshaltung und auch nicht das Monopol der Wirtschaft, der Politik als uns bestimmend und nicht das Monopol der Wissenschaft über unsere Existenz. Wissenschaft und Forschung sind Aufgabe jener, die der Beobachtung, dem Experiment und dem schlussfolgernden und hypothetischen Denken unter den Vorzeichen von Neutralität und Gefühlskälte dienen.

Wenn die Wissenschaft aber nicht Forschung, sondern Berufsausbildung betreibt, was dann? Darf sie sich dann noch Distanz, Neutralität und Gefühlskälte leisten? Welche Impulse gibt sie denen, die sie in die Praxis zu übersetzen haben? Manchmal frage ich mich, ob „reine“ Wissenschaftler nicht wahrhaben wollen, wie Lernende sich mit solchen Lehrenden verbunden fühlen, die mit Wärme, Engagement, Einfühlung und Begeisterung wagen, ihnen Leben zu eröffnen und sie in die Ungesicherheit der Praxis begleiten mit allen damit verbundenen Risiken.

Dem Fühllosen sind die Wissenschaften, welche er besitzt, ein toter Schatz; dem Gefühlvollen eine Quelle reiner Freuden... Ohne den warmen Anteil des Herzens sind die Wissenschaften fast nichts.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg

Aus der Technologie der Tränen

Bei dem jetzigen stand der wissenschaft eignen sich nur die falschen tränen zur verwertung und weiteren produktion. Wahre tränen sind heiß, deshalb sehr schwer vom gesicht zu lösen. Als man sie fortentwickelt hatte zu festkörpern, stellte es sich heraus, dass sie sehr spröde waren. Die technologen grübeln der frage nach, wie wahre tränen wirtschaftlich nutzbar würden.

Falsche tränen werden vor dem einfrieren, da von natur sehr trübe, der destillierung unterzogen und in einen zustand versetzt, in dem sie in punkto reinheit den wahren tränen fast gar nicht nachstehn. Sie sind sehr hart, sehr dauerhaft und nicht nur als schmuck, sondern sogar zum schneiden von glas geeignet.

Herbert Zbigniew

Eine Meinung vertreten. Gut; gut; und wo ist sie selber geblieben? Zu Hause; sie schont sich ein wenig.

W. Schnurre

Gerade weil du nie ohne Vorbehalt gelernt hast, sondern jeden Quatsch oder jede Kenntnis in dich aufgenommen hast, bist du nicht wirklich in Menschen eingedrungen. Du hast sie dir nur - wie so oft auch ein Buch - gekauft, um darin nicht zu lesen, sondern rumzublättern und dann wegzulegen. So warst du keinem oder sehr wenigen jemand, den sie zur Verwandlung brauchten, und deine

Worte gewannen nicht das Gewicht enthärteter Wahrhaftigkeit. Die Folge ist, dass du nun auf- und abgeblättert wirst, geschält, ohne dass womöglich dein Kern erscheint.

2. Der zweifelhafte Ort des Kompetenzerwerbs

Lernen kann ich nur durch „erotischen“ Umgang. Je mehr ich solchen Umgang habe, um so wacher werde ich. Je mehr mein Umgang von erotischem Erleben entleert ist, um so bedeutungsloser werden Mensch und Welt. Überdruss erfasst mich.

Helfen kann ich nur im „erotischen“ Umgang. Meine Sensibilität, mein Gefühl der Hinwendung wächst allein durch diesen Umgang der Teilhabe und Anziehung.

Institutionen versprechen Existenzminimum, Dauer, Ordnung - die Kraft des erotischen Umgangs mit meiner Arbeit, meinen Mitmenschen, meinen Lernangeboten muss ich leisten. Wie ziehe ich meinen Kopf aus der Schlinge der „Ent-Erotisierung“ durch Bürokratie, Verordnung, Paragraphen und Gewohnheit? Wie ziehe ich als Helfer mein Herz aus solchem Fallensteller-System?

Lernen mit Gruppen von Benachteiligten, Frauen, Alten, Arbeitern, Obdachlosen, Verfolgten und Kranken öffentliches Lernen gesellschaftlicher Gruppen als Selbsthilfe und Selbstheilungsprozess ist ein Ziel allen Helfens. Sich im anderen durch sein Sich-helfen-Können überflüssig zu machen - das ist das Ziel.

Lernen - immer wieder, immer neu, ein Leben lang - verlangt eine offene lebenslaufbegleitende Universität. Wenn die heutige Universität viele neue Menschengruppen anspricht, sich ihnen öffnet - auch ohne diesbezügliche strenge Zulassung, verspricht sie eine Art Hilfe. Vielleicht erinnert sie sich damit an die erste Bestimmung in ihrer Geschichte.

Welche Aufgaben der Universität sind außerhalb ihrer Professionalisierung denkbar?

Jede neue „system- und epochegebundene“ Problematik verlangt, dass sie, ehe sie zur politischen, ökonomischen, sozialtherapeutischen Praxis wird, in der Universität, in Forschung und Lehre überlegt wird.

Wenn Wissenschaft in all ihren Verzweigungen dies nicht von sich aus angeht, muss sie von Staat, Institutionen, Verbänden „mit der Nase“ darauf gestoßen werden.

Die Universität entdeckt gesellschaftsbedingte zeit- und regionalgebundene Aufgaben im nichtprofessionalisierbaren Raum. Diese Aufgaben betreffen Menschen spezifischer Lage und spezifischer Bedürfnisse. Es sind zusätzlich zu den traditionellen Berufsaufgaben entstehende Funktionen im Lernraum der Universität.

Für bestimmte Ziele der alten Universität, die der „Bildung für Selbstbestimmung“ dienen wollte, gibt es offenbar Grenzen der Professionalisierung. In der Selbsterkenntnis, Selbstbestimmung, Selbstverwaltung gibt es keine Profis, nur Amateure.

Selbstregulation, Selbstselektion, Selbstpartizipation zu lernen und Selbstlernen ist Vermittlungsaufgabe der Universität. Nutzbarmachung der Wissenschaft für Berufe, Berufsausbildung, Berufsbildung ist das eine, das andere ist die Nutzbarmachung der Wissenschaft für neue Lebensorte, Lebensphasen und Daseinssphären sowohl für den Einzelnen wie für Gruppen. In einigen Fragestellungen sollten und müssen wir genauer überlegen, ob die Nutzbarmachung der Wissenschaft sich weiterhin in den

engen Grenzen und eingefahrenen Denkkategorien bewegen darf.

Die wissenschaftliche Professionalisierung hat nicht ihre Grenzen, sondern ihre Entfaltung in der wissenschaftlichen Bildung anzubieten.

Nicht nur Festgestelltes ist zu vermitteln, sondern auch Möglichkeiten, die noch zu überprüfen wären.

Berufspraktische oder gar „lebenspraktische“ Angebote innerhalb der Universität, die doch ihr großartiges Prestige aus den Erfolgen der Forschung ziehen, sind fast unvorstellbar.

Kann die „Versachlichung“ der Berufsausbildung durch Wissenschaft heute noch behindert werden, oder kann ihr „Weisheit“ gleichrangig an die Seite gestellt werden, „Weisheit“, die es fachlich gar nicht gibt? „Weisheit“, die aus Lebenserfahrungen, Lebenserschütterungen, ehrlicher Konfrontation mit sich selbst und der Offenheit allen Lebensäußerungen gegenüber - einschließlich der Wissenschaft - gewachsen ist und ihre Überzeugung lebt und preisgibt mit aller Verwundbarkeit und nicht zuletzt Ungesicherheit?

In dem Augenblick, in dem die Aufgabe der Wissenschaft nicht nur Forschung und nicht nur die Ausbildung von neuen Forschern und „reinem“ Wissenschaftslernen wird - wie in unserer heutigen weltweit verbreiteten Universität, wird die weltweite Verwechslung dieser beiden Aufgaben für alle Berufsausbildung, insbesondere aber für alle Lehr-, Beratungs-, Fürsorge-, Helfer-, Bildner- und Therapieberufe wichtige Folgen haben.

„Volks-Universität“ für die „Massen“. „Gelehrten-Universität“ für die „Forschung“. Es besteht kein Gesetz

der Ausschließung oder auch nur gegenseitigen Minderung. Vielleicht können wir die neue Universität mit ihren divergierenden Aufgaben, Pflichten und Versprechungen nur noch nicht organisieren?

Wenn die moderne Universität den „Massen“ die Tore öffnet, ist es entweder ein Zeichen dafür, dass sie einer hochentwickelten technischen Gesellschaft angehört, oder dass sie der „Demokratie-Ideologie“ dient - beides verflacht, sagen die Althergebrachten und möchten das altbackene Brot reiner Forschung weitervermitteln. Das ist gut und verantwortungsbewusst gemeint, aber als Alleinanspruch, wohlgemerkt, wirkt es wie Gift in solchen Berufen, in denen der Mensch es direkt und unvermittelt mit dem Menschen zu tun hat.

Die Universität müsste für das menschliche Handeln nicht nur Wissenschaft anbieten, sondern auch „Weisheit“ und „Kunstfertigkeit“. Aber wie? Und wie organisiert? Wie methodisch vermittelt?

Ja, wenn wir selber nicht nur Wissen hätten, sondern auch damit in der Praxis umgehen könnten - erfinderisch, neu, entdeckend, erfänden wir auch Methoden, unsere Erfahrung zu vermitteln. So aber, auf den Kopf eingeeignet und nur auf das eine Gleis des Fortschritts geschoben, vergessen wir schnell, woraus unser Handeln und die Praxis noch besteht. Das, was hier „Weisheit“, „Findigkeit“ und Kunstfertigkeit genannt wird, das Amalgam aus eigener Erfahrung, subjektiver Reflexion und Einfallsreichtum unseres Alltags und menschlichen Umfeldes, sollte auch wieder Baustein unserer Wissenschaftskultur werden.

Wenn die Universität nicht eine Institution zu sein vermag, die offen, selbstreflexiv, lernbereit, verwandlungsfähig, identitätbewahrend ist, welche Organisation sollte dann all dies können?

Eine jede noch so kleine Praxis fordert drei Formen von Geistigkeit, einmal jene rationaler Art, wie sie Technik und Wissenschaft bietet, zum anderen jene reflexiv Bedeutung formulierende der Weisheit (sei es religiöser, philosophischer, ethischer Art), zum dritten jene, die den Mut zu intuitiven Ausdrucksformen und Hypothesen bewirkt. Embryonal ist jede dieser Formen in all unserem Tun vertreten. Gelernt und vorbereitet werden sie ungleich. Gewertet von denen, die Berufsausbildung für sich in Anspruch nehmen, auch. Die Angst der Wissenschaft, alles verifizieren zu müssen, verdrängt Weisheit und Intuition.

Nicht die Haltung, dass jede Arbeit des Reifens der Professionalisierung bedarf, ist falsch, die Frage ist vielmehr, was unter vorbereitendem Studium für die Berufe des Lehrers, Fürsorgers und Therapeuten verstanden wird; wie Einstellungen, die die Basis für alles Gelernte abgeben, vermittelt und geübt werden. Weder Lernen noch Lebenserfahrung genügen. Ihre Inhalte bedürfen der Konfrontation mit dem „Geist“, aus dem heraus ihre Übersetzung ins Tun erfolgt. Er bestimmt Sprache, Annäherung, Zurückhaltung, Warten-Können, liebende Annahme - nicht zuletzt auch die Bewunderung des Mühens und Ringens des anderen.

Hilfen zur Selbstanalyse tun oft weh und werden deshalb mit der Begründung abgelehnt, sie seien verwirrend, verunsichernd und machten handlungsunfähig - was vorü-

bergehend alles zutreffen kann. Jede Neuorganisation bedeutet Auflösung eingefahrener, unreflektierter Strukturen. Jede Neueinrichtung in meinem Haus ist mit Unordnung, Durcheinander verbunden, ehe eine neue Funktionalität entsteht, in der ich mich wohlfühle. Alte Gewohnheiten aufzugeben verunsichert, mit alten Einstellungen geht es uns nicht anders.

Eltern, Familien, Schulen, Hochschulen, Vorgesetzte geben oft ihre Angebote als Hilfen aus, gut meinend oder gut getarnt. In Wirklichkeit sind es Direktiven, sich so zu verhalten, wie sie es wünschen.

Wem kann ich übel nehmen, dass er Angst vor solchem Angebot hat? Ich kann es nicht übel nehmen, aber ich bin traurig ob unserer Unfähigkeit.

Immer wieder muss ich mich prüfen, ob mein Angebot auch wirklich eines der Befreiung ist. Was ich wünschen kann, ist, der andere möge daraus für sich etwas Hilfreiches machen können, vielleicht in meinem Sinn, nicht aber als Vollzug.

Mein Vermittlungsproblem:

Wissenschaft kann ich lernen und lehren. Kann ich auch „Weisheit“ lehren und lernen oder intuitives Tun? Wenn Lernen nicht ganz von der Rationalität zugedeckt wird, dann entdecken wir, dass auch unsere Gefühle wie Radar-Systeme Strömungen aufnehmen und uns gleichsam wie ein Aha-Erlebnis Wissen vermitteln.

Es gibt in der Begegnung mit Wissensstoff außer der stringenten Logik des Gedankenganges auch eine „Logik des Herzens“, die der Induktion oder Deduktion eine Richtung zu geben vermag, die den „Scharfsinn“ erhöht.

3. Die dreifache Weise unserer Praxis

Wir brauchen dieser Logik des Herzens nicht zu misstrauen, denn sie öffnet uns oft Türen dort, wo uns die Wissenschaft im Stich lässt. Wenn Wissenschaft Fakten analysiert und Zusammenhänge aufdeckt, dann möchte ich auch ihre Bedeutung für mich und mein Tun erkennen. Dies letztere ist eine gemeinsame subjektive Reflexion. Sie erst ermöglicht eine gewisse „Weisheit“ der Praxis.

In der Bestimmung unserer Praxis sollte keine der drei Geistformen - Wissenschaft, Weisheit und Kunstfindigkeit - ein Monopol besitzen. Denn mit jeder Vorherrschaft ist eine Verarmung menschlicher Praxis verknüpft. Alltags- und Lebenserfahrung kann sich in der Vernunft sammeln, und ihre Reflexionen könnten zu einer sogenannten „Weisheitslehre“ führen.

Die entdeckende und erfindende Suche des Weges und der Verwirklichungsweise verlangt: Akzeptanz der Realität, Unzufriedenheit mit eingefahrenen Bedingungen, Problemfindung und Suche der Problemlösung, Veränderungswillen und Offenheit für neue Praktiken.

Die Verknüpfung und der Transfer von Wissenschaft und Weisheit, von Faktenanalyse und Bedeutungsklarheit auf die beruflichen Aufgaben und Haltungen und auf die speziellen Fragestellungen im Raum menschlicher und helfender Kommunikation geschieht durch eine dritte Art von Reflexion, nämlich durch die künstlerische, laterale, phantasievolle Intuition. Dadurch entsteht in vielen Situationen die Fähigkeit, Wissen und Stellungnahme zu vereinen. Das allein ist für die Praxis fruchtbar.

Sicher, Weisheit hängt mit dem Herzen, dem Fühlen zusammen. Die Vermittlung von Weisheit (theoriepraktisch) ist eigentlich das alte freundlich ratende, helfende, brüderliche Gespräch aus der Freude des Austausches von suchender Frage und je perspektivischer Antwort, der begeisterten Begegnung zwischen dem das Leben ausspürenden jungen Menschen und dem, der das Leben gelebt hat, aber lebendig gebliebenen älteren. Sie intendieren beide nichts, sie öffnen sich nur füreinander.

Wenn wir von Forschung und Lehre sprechen, entspricht es leider nur den Tatsachen, dass Weisheit, Erziehung und sicher auch das, was Bildung meint, nicht mehr allgemein vornehmster Gegenstand unserer Universitäten ist.

Worin besteht nun Weisheit? Ich denke, dass ich mit mir selbst, mit meinen Erfahrungen, Erlebnissen so umgehen kann, dass mir das Leben nicht nur lebenswert erscheint, sondern voller Reichtümer wird.

Ich erhelle mein Dasein, d. h. ich habe Möglichkeiten gefunden, es auf einem hohen Bewusstseinsstand zu leben. Ich versuche, Denken und Existenz, Ratio mit Emotionen, Reflexionen als Bedeutungsfindung zusammenzubringen und mich so versammelt immer neu mir selbst und anderen zuzuwenden. Weisheit entbehrt nicht milder Duldung misslicher Umstände, eigener Schwächen, kindlich-unsicherer Schritte. Sie gibt ihnen Bedeutung in einem weitgespannten Zusammenhang und nimmt sich für Veränderung Zeit.

Unsere „Kunstfindigkeit“ hat es weder - wie die Wissenschaft - nur mit Fakten zu tun, noch wie eine „Weisheitslehre“ nur mit Bedeutungen, sondern mit der Neuschöp-

fung und Neuverbindung beider. Sie hat im Zuge einer Aufgabe, eines Zieles, einen aus vielen Wegen - methodos - zu finden.

Bleib erschütterbar und widersteh

*Also heut: zum Ersten, Zweiten, Letzten:
Allen Durchgedrehten, Umgehetzten,
was ich, kaum erhoben, wanken seh,
gestern an und morgen abgeschaltet:
Eh dein Kopf zum Totenkopf erkaltet:
Bleib erschütterbar - und widersteh!*

*Die uns Erde, Wasser, Luft versauen
- Fortschritt marsch! mit Gas und Gottvertrauen -
Ehe sie dich einvernehmen, eh
du im Strudel bist und schon im Solde,
wartend, dass die Kotze sich vergolde:
Bleib erschütterbar - doch widersteh.*

*Schön, wie sich die Sterblichen berühren -
Knüppel zielen schon auf Herz und Nieren,
dass der Liebe gleich der Mut vergeh...
Wer geduckt steht, will auch andre biegen,
(Sorgen brauchst du dir nicht selber zuzufügen)
Alles, was gefürchtet wird, wird wahr!
Bleib erschütterbar.
Bleib erschütterbar - doch widersteh.*

*Widersteht! im Siegen Ungeübte,
zwischen Scylla hier und dort Charybde
schwankt der Wechselkurs der Odyssee...
Finsternis kommt ewig nachgeflossen;
aber du mit - such sie dir - Genossen!
teilst das Dunkel, und es teilt sich die Gefahr,
leicht und jäh...
Bleib erschütterbar - und widersteh.*

Peter Rühmkorf

Im Erlebnis werde ich in meiner Verankerung in mir und in dir verbunden durch einen besonderen Spannungsbogen. Nur weil ich mich öffnete, öffnete ich dich! Nur weil du dich öffnestest, konnte ich mich öffnen!

Intensität und „Erleben“ sind hier eins, Neusein und „Erleben“ sind eins und Qualität gewinnen und „Erleben“ ebenso! „*Bleib erschütterbar und widersteh*“ bringt es in eins: erschüttert durch das offenbare Neue, das in mich einströmt (das vielleicht gestern das ganz alte Verbrauchte schien), weiß ich es mir zu bewahren durch immer neuen Widerstand gegenüber den Repetitionen des alltäglichen Verbrauchs.

Wenn ich für das Helfen überlege, meinem Denken befehle, Wege und Mittel zu finden, dann wird es wichtig, dass sich das Denken an mein fühlend-einführendes Erleben anlehnt. Mein „hilfreiches Denken“ gewinnt Wahrheitsgehalt, wenn es vom Erleben - als einem reflex-emotionalen Vorgang - getragen wird. „Gegenstand“ des Denkens ist nicht der andere, sondern er in Beziehung auf

mich selbst in der ganzen Bedeutung dieses Erlebens. Das Denken, das sich diesem Erleben verschließt, wendet sich dem isolierten Tatbestand willkürlicher Art zu und unterwirft sich bedeutungslosen, erlebnisfernen „facts“. Diese Art von Denken, und sei es noch so „wissenschaftlich“, ist als Dienst an einer hilfreichen Beziehung „undenkbar“.

Wenn mein Denken und mein Erleben, die emotional gewirkte Bedeutung, die Beziehung zum concretum gleichgültig, irrelevant, verabscheuungswürdig werden, wendet sich nicht nur mein Denken, nein, mein ganzes Ich den Tatsachen, den neutralen objektiven Fakten zu. Sie erhalten einen solchen Vorrang, dass ich ihre Bedeutung vergesse, den Sinn meines Denkens verleugne und ich zum Sammler werde und mich in immer neuem Sammeln von exakten Informationen erschöpfe. Ich weiß sie nicht mehr zu gebrauchen. Ein Denken, das sich vom Erleben und von der Erschütterung trennt, trennt sich von der Offenheit des Lebens. Es wird isoliertes, d. h. abstraktes, von der Situation „abgehängtes“ Denken.

Unser jeweils verschiedenes subjektives Erleben und seine Reflexion halten die Tatsachen in Vieldeutigkeit und in Schweben. Das Erleben ist das Versprechen der Veränderung und Neuerung. Das Herz des Erlebenden bezweifelt die Unabänderlichkeit der Tatsache. Ohne diesen Zweifel wären Änderungen, helfendes Sich-Beziehen und Besserungen undenkbar.

Gerade in der lebendigen Praxis des Sich-Beistehens kann nur das erfahrungs- und erlebensbezogene Denken nützen, weil jedes andere Denken den Tatbestand verabsolutiert, neutralisiert und es abstrakt bleibt.

Es ist gerade für eine wissenschaftliche Vorbereitung des helfenden Aktes, in welcher Institution und in welchem Sozialbereich und in welcher Mangelsituation auch immer, so wichtig, von dem gefährlichen Vorrang der Tatsachen und ihrer Zusammenhänge zu reden. Dieses sammelnde und „führerlose“ Denken aus der Kälte und Distanz abstrahiert und verhindert das Erleben sinnvoller Beziehungen und schafft die Basis für Hilfsprozesse, die im Rahmen kalter Neutralität in den Institutionen als Herrschaftsformen ablaufen.

Das abstrakte tatsachenorientierte Denken - das objektivwissenschaftliche - ist früher oder später für menschliche, hilfreiche Beziehung ungeeignet, es ist brauchbar, um zu herrschen und zu verwalten.

Es gibt das Angebot der Kenntnisse und Informationen über Tatsachen, an dem zu rütteln nicht möglich ist. Es gibt eine von Praxis und Benutzungszusammenhang sogenannte unabhängige Wissenschaft, die Kenntnis über isolierte Tatsachen vermittelt. In ihren Methoden zur Gewohnheit und Institution geworden, maß sie sich autoritäre Vorrangstellung an, die auch die Immobilität der Institutionen und des sich ängstigenden und fliehenden Einzelnen garantiert. Gar zu leicht ziehe ich mich darauf zurück, dass ich bin, wie ich nun einmal bin, dass der andere nicht zu ändern sei und dass ich nicht anders werde, weil ich gar nichts anderes versuche.

Alle Erfassung des Faktischen im Licht sinnhaften Erlebens, bedeutsam erfüllter Beziehungen erweist sich als notwendiges, elementar-kreatives Denken..

Denken wird hilfreich im hilfreichen Akt, wenn die „Qualität eines Erlebensvorgangs weitgehend durch das

in ihm enthaltene Moment des Denkens bestimmen wird, wie auch die Qualität des Denkens als Erlebens-Vorgang davon abhängt, ob es die erlebte, bedeutsame Beziehung zum Fundament hat oder nicht. Diese Reflexion erst unternimmt den Versuch des „Durchsichtigwerdens der Dinge“.

Der „erlebte Sinn“ oder die „im Bewusstsein inne gewordene Bedeutung“ schafft die Sphäre sinnvoll-hilfreichen Denkens, weil es erst in diesem Rahmen Fakten als Relationen transparent machen kann. Ohne diese Transparenz hilft Denken nicht zu helfen. Ohne diese Qualität gibt es auch kein flüssigdialektisches Denken mit der Einbeziehung von Ich und Du. Es bleibt ansonsten stets an den Sachen „sachlich“ kleben und wird nicht „persönlich“.

Wenn es uns wenigstens gelänge, jeweils etwas Neues in die Wiederholungen zu bringen. In unserem Leben wiederholen sich viele, auch wichtige Gedanken, Gefühle und Handlungen. Es wiederholen sich auch die Apperzeptionen von wiederkehrenden Situationen und auch Menschen.

Ohne Wiederholung, ohne Wiederkehr kann der Mensch weder leben noch sich sicher und heimisch fühlen. Darum lautet meine bescheidene Frage: Wie kann ich in der Wiederholung Neues entdecken, wie kann ich das Alter neu verzaubern? Wie wird die Gewohnheit durch Partikelchen von Neuem durchbrochen und neu eingefärbt? Ohne Wiederholung keine Sicherheit, ohne das Neue kein Erleben und keine Aufmerksamkeit.

4. Reflexionen über die gemeinsame Selbstentfaltung der Hilfe

„Hilflosigkeit“ kommt öfter als wir meinen von „Einfallslosigkeit“. Kein böser Wille, keine dämonische Verschlossenheit, kein Feind-Fanatismus fördert die Hilflosigkeit des Hilflosen und des Helfers im Alltag mehr als seine Einfallslosigkeit, wie er so in einer ungeklärten Situation und einer miesen Lage dasteht.

Er merkt noch nicht einmal die Bedeutung der Situation und entdeckt nicht seine Lage und erfindet, ersinnt so nichts zur Abhilfe oder Veränderung. Er steht hilflos da. Er kennt kaum ein Gefühl, außer aufkommender Panik und hat schon gar nicht Gedanken genug. Er ist kein Ort für Einfälle, er wird hilflos. Ohne Einfall wird jede Abhängigkeit böse Hilflosigkeit.

Wenn meine Reinfälle mir stets auch Einfälle brächten, hätte ich nicht so viel Angst.

Dann würden meine Reinfälle zu Nestern, in denen ich Einfälle ausbrüten könnte.

Richtig, das ist auch so - manchmal: in einem Streit, einem Verlust, einem Misserfolg, einer Niederlage werden in mir Kräfte und Gedanken geweckt.

Ich beginne, sie als Einfälle zu nutzen. Ich schreibe sie auf und vergesse nach und nach die Reinfälle. Hat jeder Reinfeld seinen Sinn im Einfall?

Ein Lehrer sagt: Bei Kindern ängstige ich mich nicht. Bei Kindern kann ich fast so sein, wie ich bin. Aber, wenn ich sie lehren soll, wenn ich sie Ordnung lehren soll, wenn ich sie „mores“ lehren soll, frag ich nach Ziel, Methode und Didaktik. Da ängstige ich mich sehr. Der

Lehrplan, die Vorbereitung, die Medien, die Zeit, die zur Verfügung steht, ängstigen mich.

Kollegen und Eltern machen mir Angst, Rektor und Schulrat erwürgen mich. Bei den Kindern atme ich fast auf, wäre da nicht ein Plan, ein Stundenplan, Noten, Noten, Zwang und Prüfung. Bei den Kindern atme ich doch auf!

Welch ein Dornenweg, der Weg zu Lehren und zu Lernen, ohne die Hilfe von Autorität und Macht. Jeder ist dem anderen dabei ausgeliefert. Wer ohne Herrschaft eine Botschaft sagen will, gibt sich stets nur als Möglichkeit und Chance. Es ist schwer, an sich zu halten und sich nicht aufzudrängen. Es ist schwierig, sich selbst nur als Möglichkeit und Chance anzubieten. Einmal herrsche ich wirklich, ein anderes Mal gibt der andere vor, dass ich herrsche. Einmal beherrscht das Du mich, ein andermal dränge ich das Du in diese Rolle. Verständigung in dieser Hinsicht ist schwer.

Unser Versagen

Ich versage, weil ich nicht genug weiß.

Ich weiß die Diagnose und Analyse nicht.

Ich weiß die Wege und Methoden nicht.

Ich weiß die Fallen und Verstecke nicht.

Ich kenne die Taktiken, Strategien und Kompromisse nicht.

Ich versage, weil ich zu viel theoretisch und nicht praktikabel weiß.

Ich glaube zu sehr an mein Wissen.

Ich glaube an eine allein seligmachende Wissenschaft.
Ich glaube beim Helfen nur an meinen Kopf.
Ich versage bei der Hilfe,
weil ich weder Selbsterfahrung habe, noch Selbsteinsatz
bringe.
Ich fühle nicht beim Helfen.
Ich schaffe keine Bedeutung dabei.
Ich bringe meine Lebensweisheit nicht ein.
Ich versage, weil ich nicht findig genug bin.
Ich entdecke und finde nichts Neues beim Helfen.
Ich liebe nicht erfinderisch.
Ich verändere nicht mit Kunstfindigkeit.
Oft vergesse ich meine Ziele und die Ziele der Hilflosen.
Ich gebe keine Impulse zur Selbsthilfe,
zu Hoffnung und Mut.
Ich versage dann, wenn ich vergesse,
worum es geht.

Ich versage, wenn ich meine Trägheit und Alltagsge-
wohnheit zu hoch einschätze. Ich legitimiere meine müde
Trägheit durch Bürokratie und ihren Funktionalismus und
durch die Allmacht der Institution. Ich versage, weil ich
meine Hilflosigkeit nicht bejahe und mir nicht eingeste-
he. Ich vergesse, dass nur der „hilflose“, sich hilflos füh-
lende Helfer ein guter, ehrlicher Helfer ist. Ich spiele mit
meiner Hilflosigkeit zu oft Versteck, verberge meine Un-
lust und Unfähigkeit, und ich verstecke mich hinter den
Notwendigkeiten des Amtes und der institutionellen Käl-
te.

Jede „Medizin“ setzt Heilung durch die Natur und ihre
Kräfte voraus. Jede „Psychotherapie“ setzt Heilung durch

den Gesundungswillen des Selbst voraus. Liegt in ihm die „Natur“ der Seelenkräfte? Liegt sie in unserem Mut und in unserem starken Wunsch? Versperre ich mich und verschließe ich mich nach außen, gegenüber den anderen, gegenüber der „Gewogenheit der Welt“, so erlebe ich keine hilfreichen Gefühle in mir. Mein Kopf zeigt mir vielleicht auf, wie sehr ich den anderen Unrecht tue, wenn ich ihnen misstrauere. Er sagt mir etwas von meiner Abweisung, meiner Hemmung und meinem Verlangen nach innerer Bewegung.

Ich möchte mich öffnen - aber ich bin in die Enge gesperrt und vermag nicht teilzunehmen. Ich fühle die gefühllose Trennung vom Leben schmerzhaft in mir. Ob ich traurig darüber werden kann? Wie leicht vergesse ich, an mir zu arbeiten, mich daran zu gewöhnen, dass alles, was ich denke, fühle und tue, in eine Frage an mich selbst mündet. Dies geschieht nicht dramatisch und immerzu aufregend, sondern einfach, weil solches Fragen das Handwerk der Individuation ausmacht.

Wie leicht kann ich mich fragend selbst vergessen und an die Seite stellen (so dass es andere nicht mehr zu tun brauchen). Es mangelt mir dann nicht an Legitimationsbauwerken für mein Mich-Entziehen, nein, viele Entlastungen und Absicherungen werden von Institutionen geliefert, die letzten Endes ihren Vorteil daran haben, wenn wir fliehend, uns vergessend, Material in den Händen des Staates und jeglicher Macht werden. Ich bin es, der ihnen diese Macht einräumt.

Man sagt, Selbstbeherrschung verlange eine gewisse Ausdruckslosigkeit in bestimmten Situationen. Sich „oh-

ne Ausdruck“ zu geben, verweise auf die Fähigkeit, Gefühle zu beherrschen oder zu verneinen - sich zurückzuhalten oder zu verbergen.

Der selbstbeherrschte Mensch versucht, über seinen Ausdruck selbstherrschend zu verfügen.

Wie viel an Gefühl kommt ihm dabei abhanden? Stoische Gelassenheit galt und gilt noch immer als Ideal. Woraus besteht sie?

Aus der Selbstbeherrschung des Poker-Spielers, der alles vermeidet, was Hinweise auf seine Absichten geben könnte, um seine Vorteile zu wahren?

Aus der „Abgeklärtheit“ und Distanz schaffenden Kühle des Grenzen setzenden und Grenzen erzwingenden Menschen, der um der Objektivität willen kein persönliches (verwirrendes) Engagement zulässt?

Aus der Drosselung der das Leben füllenden Gefühlshöhen und -Tiefen zugunsten einer gefühlstötenden Nivellierung? Mir erscheint sie immer als ein Verzicht auf ehrliches, auch Schwächen zugebendes, warmherziges Miteinander-Umgehen und ein Nicht-mehr-zulassen-Können von gegenseitiger Erschütterung. Nicht von ziellosem Ausagieren ist hier die Rede, sondern vom Leben aus allen Gefühlen in mir.

Lieben und Gebären

Der eine denkt und will: du lebst von meiner Gnade - und meint seine Willkür. Der andere hat Angst - und meint damit seine Passivität. So beginnt eine Hölle in jeder Beziehung. Gibt es einen, der mehr schuldig ist als der an-

dere? Für jede Wohltat musst du zahlen. Für jede Wohltat kannst du „Bezahlung“ erwarten.

Austausch und Umtausch beherrschen die Beziehungen. Welchen Unterschied gibt es zwischen Liebe, Geschäft und Helfen? In einer Beziehung einen zweiten Brief zu schreiben, ist zu viel, wenn der erste ohne Antwort bleibt; eine nochmalige Kontaktaufnahme ist unter unserer Würde, wenn wir einmal abgewiesen wurden.

Nur wenn du mir etwas mitteilst, teile ich auch dir etwas mit. Wir bestimmen, was wir als Gegengabe gelten lassen. Anteilnahme bei Mitteilungen zählt oft nicht als Gegengabe; Zuhören und liebevolles Aufnehmen wird nicht als Äquivalent gesehen. Auge um Auge, Zahn um Zahn heißt die Rechnung oft auch in unseren helfenden Beziehungen. Liefere ich mich dir aus, hast du dich mir auszuliefern - andere „Geschenke“ werden nicht anerkannt, da ich ihren Preis nicht abschätzen kann und mich deshalb fürchte, der Kleinere zu sein.

Lieber beide klein, als zu einer Größe heranzuwachsen, die nicht mehr danach fragt: Was gibst du mir für das, was ich dir gebe, in einer Begegnung, die nicht mehr das eine noch das andere misst, sondern aus dem Reichtum der Gegenseitigkeit lebt, der innerlich verankert ist und den äußeren Reichtum nicht braucht und der aus der Fülle seines Beziehungserlebens Einseitigkeit ausschließt.

Unselbständig und unreif liebe ich, wenn ich nur den liebe, der lenkbar ist, wenn ich nur das liebe, was von mir abhängig ist, wenn ich dominierend liebe.

Aber - jede liebende Beziehung ist auch Bindung aneinander. Jedes Selbständigwerden ist Verlust der anfänglichen Bindungsbedingungen für den Helfer. Jedes erfolg-

reiche Helfen bedeutet Loslassen-Können, Freigeben-Können und nicht nur dies. Es bedeutet auch, dem anderen und seiner Verwaltung die „anvertrauten Pfunde“ zu überlassen, ohne Zinsen fordern zu können. Dies verlangt permanente Selbstarbeit des Helfers. Manchmal ist sein größter Erfolg auch sein größter Schmerz.

Nicht wundre dich das noch so Wunderliche

Im Reich der Liebe!

Das Denksystem, es gehet in die Brüche

Im Reich der Liebe.

Der Logiker pflegt hier nur immer rügend

Das Haupt zu schütteln;

Wie göttlich aber sind die Widersprüche

Im Reich der Liebe!

Mohammed Schams Ed-in Hafis

Wenn du annehmen kannst, kannst du auch abgeben.
Wenn du einatmest, kannst du ausatmen.
Wenn du empfangen kannst, kannst du auch schenken!
Erlaube dir zu empfangen,
auch wenn du kleine Abhängigkeiten dabei spürst.

Gestehe dir zu, annehmen zu können, weil du dich dabei annimmst und in die Lage versetzt, den, dem du helfen willst, anzunehmen. Es ist gut und richtig, selbst das Vertrauen und die Not des anderen zu empfangen. Es ist ein Wesensgesetz, dass vor allem Geben ein Empfangen steht. Der Helfer lernt zweierlei an sich selber: einmal an seiner erlebten Hilflosigkeit, das andere mal an erlebter Hilfe, die er erfuhr oder leisten konnte. Beides ist Geschenk, das er empfangen muss, bevor er gut hilft.

Hebammenkunst
Mäeutik des Sokrates!
Im Leben zu gebären
ist möglich nur in Beziehungen der Teilhabe,
Im Lesen teilhabend am Sinn,
In der Aufgabenstellung die Herausforderung annehmend,
im Gespräch und Denken.
Hebammenkunst ist die Herausforderung,
das zu entfalten, was ich in mir habe.
Jeder von uns braucht Hebammen.
Du bist meine, ich deine.
Das ist Liebe, die uns entfaltet.

Was muss ich tun, um ein „Gebärender“ zu werden? Ich suche eine Hebamme für die Geburt des Kindes, das jeder in sich trägt. Dieses Wesen ist real und ein Geheimnis zugleich. Es ist ein Kind und Gott selbst, wirklich selbst! Ich „gebäre“ mich neu nur, wenn ich jemanden gefunden habe, der mir hilft, Anstoß gibt oder gar Hebammenkunst an mir ausübt.

Ich vertraue mich diesem Menschen an, der mir hilft, den Schmerz auszuhalten und den Schrei, den Schweiß und das Blut akzeptiert. Ich gebäre ein Kind, nämlich mich *selbst*. Dieses Geborenwerden ist immer „Wiedergeburt“. Ich werde geboren - nur wenn ich gebären kann! Ich gebäre mich nur, wenn ich mich auch sterben lassen kann. Ich muss Teile von mir beerdigen können, um dem Neuen in mir Raum zu geben.

Maß der Liebe

*Wie du mir so nötig bist? Wie Trank und Speise
Dem Hungernden, dem Frierenden das Kleid,
Wie Schlaf dem Müden, Glanz der Meeresreise,
Dem Eingeschlossenen, der nach Freiheit schreit.*

*So lieb ich dich. Wie dieser Erde Gaben
Salz, Brot und Wein und Licht und Windeswehen,
Die, ob wir sie auch bitter nötig haben,
sich doch nicht allezeit von selbst verstehen.*

*Und tiefer noch. Denn auch die Ungewissen
Und fernen Mächte, die man Gott genannt,*

*Sie drangen mir zu Herzen mit den Küssen.
Die Worte deines Mundes und die Blüte
Irdischer Liebe nahm ich mir zum Pfand
Für eine Welt des Geistes und der Güte.*

Marie Luise Kaschnitz

Hilfreiche Liebe zum Beispiel

Manche Liebesbeziehung stirbt nicht am Mangel an der Liebe, sondern eher an der Verweigerung, dass die beiden sich gelegentlich auch Vater und Mutter sein sollten und auch des öfteren Tochter und Sohn und Fremde und Unbekannte einander gegenüber, auch Arbeitskollegen, Genossen und nicht zuletzt Geschwister. Eine jede Beziehung braucht das Spiel und den Ernst vieler Rollen, Attitüden, Erwartungen und Dimensionen.

Ich bin dein Kind,
du bist mein Kind.
Ich bin dein Vater,
du bist meine Mutter.
Ich bin dein Bruder,
du bist meine Schwester.
Ich bin dein Partner,
du bist mein Partner
im Gespräch und in der Arbeit.
Ich bin der Fremde,
du bist mir fremd.
Ich bin deine Gewohnheit,
du bist meine Wiederholung.

Ich bin dein Schrecken,
du bist meine Nervensäge.
Ich bin deine Passion,
du bist meine Leidenschaft.
Wir versuchen vieles - doch meist:
einfach gut zu sein.

Wahrlich, ich wüsste nicht, was man an sich noch zu lieben hätte außer jener Liebe für andere, und ob uns irgendein Eigennutz unausstehlicher sein könnte als eigener. Glücklich ist der Mann, dem ein reifendes Herz und gute Menschen wie er und ein Horizont ohne Gewitter endlich die Oberzeugung bescheret haben, dass - so wie die magnetische und elektrische Materie derselbe Universalgeist ist, der die Wolken, die Zitterfische und die Magneten sind, der im Nordschein als milder Schimmer, im Gewitter als Wetterstrahl, im Menschen als Heiligenschein, in den Fischen als Zug und Schlag und in den Nerven als Lebensgeist wirkt - glücklich ist der, sag ich, der immer mehr glaubet, dass die Liebe, dieser menschliche Magnetismus, immer dieselbe geistige Elektrizität und Desorganisation verbleibe, sie mag als Blitz in der Geschlechter Liebe - oder als sanfter Nord- und Heiligenschein in der Menschenliebe - oder als Lichtmagnet in der Freundschaft - oder als Nervengeist in der Mutterliebe erscheinen.

Jean Paul

Hilfreiche Sätze für den Helfer

Ich darf als Helfer auch hilflos sein.
Ich bin nicht mehr als der andere –
der andere ist nicht mehr als ich.
Jeder kann vom anderen lernen.
Ich will mit dem Herzen zuhören
und mich mit allen Sinnen auf den anderen einlassen.
Der andere hat nicht so zu sein, wie ich ihn haben möchte.
Angriffe enthalten Kraft, die ich aufnehmen kann.
Auch das Schweigen enthält Mitteilungen –
auch viel Reden kann verschweigen.
Aufmerksamkeit und Zuwendung schenken immer Leben.
Ich kann niemanden zwingen, mich zu lieben;
ich kann aber selber liebend bleiben.
Meine Hilfe ist ein Angebot, nicht mehr, aber auch nicht weniger.
Alles an mir ist etwas wert - alles am anderen ist etwas wert.
Ich versuche, mich ganz zuzulassen - ich versuche, den anderen ganz zuzulassen.
Licht und Schatten gehören zusammen.
Jeder ist auf seine Art verwundbar.
Wir können nur Weggenossen sein und lernen,
mit der akzeptierten Unvollkommenheit zu leben.
Alles „Böse“ ist potentielle Vitalität.
Mach etwas Positives aus dieser Energie!
Alle wichtigen Kämpfe liegen in uns.

Jeder muss auf seine Gefühle achten - und sie achten - wenn er lebendig anwesend sein will.

Kein Weg ist ohne Gefahr. Jeder Weg liegt in unserer Verantwortung, die uns keiner abnehmen kann.

Jeder von uns trägt Fähigkeiten in sich, die unbewusster Anstoß für den anderen werden können, seine eigenen zu entdecken.

Je menschlicher wir sind oder werden, umso mehr werden wir alle unsere Gefühle als Kraftquellen spüren und/oder umgekehrt: je mehr wir alle unsere Gefühle bei uns zulassen - nicht am anderen auslassen - umso menschlicher werden wir.

Die Kunst des Helfens besteht darin, immer das Maximum an Energie auf den gegenwärtigen (geliebten) Augenblick zu konzentrieren.

Kontakte der Menschlichkeit sind solche, die aus meinem Herzen kommen. Das „Herz“ gestaltet sie, der Verstand gibt ihnen Form. Das Herz verleiht ihnen Ausdruck in Sprache, Mimik und Gestik, der Verstand ordnet und bietet Kenntnisse an.

Es ist meine Pflicht, von jedem Talent, das ich besitze, intensiven Gebrauch zu machen.

Lösungen machen Raum für neue Problemwahrnehmung; gewonnene Freiheiten bedeuten neue Verantwortung.

Du kannst niemandem helfen, der es nicht selbst möchte. Akzeptiere dies und höre den Rufenden zu seiner Zeit.

Je mehr du liebst, desto mehr erfährst du von den Wundern des Lebens.